

Die Debatte um Ehe, Familie und Gender Mainstraming

2. Teil: Gender Mainstreaming in der kritischen Diskussion

www.netzwerk-baden.de zu Pfingsten 2015

Inhalt

| | | |
|------|---|----|
| 2.1. | Vom Patriarchat zur Gleichberechtigung..... | 2 |
| 2.2. | Der Weg zum „Gender Mainstreaming“..... | 3 |
| 2.3. | Was enthält das „Containerwort“ <i>Gender</i> ? – Eine Begriffsklärung..... | 5 |
| a) | Geschichte eines „ambiguitären“ Begriffes | 5 |
| b) | Von der Rolle zum Geschlecht | 6 |
| c) | Die Erweiterung um die Thematik der sexuellen Orientierung | 6 |
| d) | Versuch einer Themendifferenzierung und Statistiken..... | 6 |
| 2.4. | „ <i>Gender</i> “-Sprache soll die Welt verändern! Die Kirche übrigens auch. | 9 |
| 2.5. | „ <i>Gender</i> “ versus „ <i>Sex</i> “ – Gegensätze oder Gegenstücke?..... | 11 |
| a) | Das Scheitern der biologischen Ignoranz..... | 11 |
| b) | Geschöpflichkeit, Leiblichkeit und Selbstverhältnis..... | 12 |
| c) | Sind „Rollenstereotype“ nur böse? Versuch einer differenzierten Betrachtung | 13 |
| 2.6. | „Gender Mainstreaming“ in der Kirche | 15 |
| a) | Aspekt der Kontinuität: Schrift und Bekenntnis | 16 |
| b) | Aspekte der Diversität: Kirchensoziologische Streiflichter | 16 |
| 2.7. | Position 1: Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechterfairness..... | 20 |
| a) | Biblisch-theologische Streiflichter..... | 20 |
| b) | „Geschlechterfairness“ – eine Alternative zur „quantitativen Gleichstellung“..... | 22 |
| 2.8. | Position 2: Menschen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung..... | 23 |
| a) | Gleichgeschlechtliche Orientierung zwischen Toleranz und Akzeptanz | 23 |
| b) | Gefährdungen und Aporien..... | 24 |
| c) | Biblisch-theologische Gesichtspunkte | 25 |
| d) | Fragen an die biblisch-konservative Seite..... | 28 |
| e) | Fragen an die Gleichstellungsbefürworter | 29 |
| f) | Diskriminierung und Annahme..... | 30 |
| g) | Kirchenpolitische Konsequenzen..... | 31 |

Teil 1: Die Diskussion um das christliche Eheverständnis findet sich hier:

<http://goo.gl/sHqsnF> (www.netzwerk-baden.de)

2. Teil: „Gender Mainstreaming“ in der kritischen Diskussion

2.1. Vom Patriarchat zur Gleichberechtigung

Es ist noch gar nicht so lange her, da waren Frauen kein vollwertiger Teil der Gesellschaft. Sie hatten gegenüber den Männern deutlich reduzierte Privilegien, sie waren rechtlich schlechtergestellt. Zahlreiche Ausnahmen der Geschichte sind durchaus aufzuzählen, jedoch können sie nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gesellschaft in der christlichen Antike, dem Mittelalter und der beginnenden Aufklärung (!) eine patriarchale war. Noch Johann Gottlieb Fichte definierte die Ehe als Vertrag zwischen Ungleichen: Die Frau als nicht vollwertiger Vertragspartner ordnet sich dabei freiwillig dem Manne unter.

Es waren – von Ausnahmen früherer Zeiten abgesehen – die Frauen der Französischen Revolution, die auf Grund der Maxime „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ daran gingen, diese „Gleichheit“ auch auf die weibliche Hälfte der Gesellschaft auszudehnen und sie von der Männerwelt einzufordern. Die Umgebungsbedingungen, bei denen sie hierbei ansetzten, waren freilich die christlich-jüdischen, die den europäischen Kulturraum auch in seiner säkularisierten Fassung geprägt haben: Die Persönlichkeit des Menschen unabhängig von seinem Geschlecht – als Selbststand, Freiheit und Selbstbesitz – wurde vom ersten Schöpfungsbericht, den Worten Jesu und vom Apostel Paulus konzipiert. Sie bildet die historische Voraussetzung aller Emanzipationsbewegungen; das darf ebensowenig vergessen werden wie die Tatsache, dass das christliche Abendland dem über lange Zeit gerade nicht folgte, die christlichen Kirchen also zum Adressaten der Emanzipation wurden.¹ Inzwischen ist die sukzessive rechtliche Gleichberechtigung – z.B. Beendigung der Vormundschaft, dem allgemeinen Wahlrecht etc. - in unserer westlichen Welt auf der juristischen Ebene zum Abschluss gekommen. Was derzeit diskutiert wird sind Fragen der konkreten Umsetzung und Überlegungen, worin die Gleichberechtigung eigentlich besteht – ob sie z.B. erfordert, dass Frauen genau das Gleiche tun wie Männer (quantitative Gleichstellung) oder ob sie auch dann schon erreicht ist, wenn sie die Wahl haben, es tun zu *können*, wenn sie sich dafür *entscheiden* (qualitative Gleichstellung)². Gesetzesvorhaben wie die kürzlich verabschiedete Frauenquote (deren Sinnhaftigkeit beileibe nicht von allen Frauen bejaht wird) befassen sich mit Verfahrensfragen im Angesicht zu beobachtender Rückstände, wobei die „Ob“-Frage einer Gleichberechtigung nicht mehr zur Disposition steht.

Die Emanzipation wurde im Bereich der christlichen Kirchen zunächst skeptisch verfolgt. Bringt sie nicht die vermeintliche Ordnung der Schöpfung durcheinander? Im Lauf der Zeit jedoch fielen, angeregt durch ge- und erlebte Partnerschaftlichkeit der Geschlechter, die zahlreiche Bibelstellen ins Auge, in denen eine solche in den biblischen Schriften angelegt ist. Es fiel auf, wie Jesus mit den Frauen seiner Zeit umging. Dass die ersten Zeuginnen der Auferstehung Frauen waren kam genau so zu Bewusstsein wie dass Paulus mindestens zwei Gemeindeleiterinnen kannte (Priscilla und die nachträglich maskulinisierte Junia Röm 16, die offenbar die treibenden Kräfte an der Seite ihrer Ehemänner waren). In den Schöpfungsberichten lässt sich eine angelegte Partnerschaftlichkeit der Geschlechter aufzeigen³, und schlussendlich zeigt das Gebot „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, die vor dem anderen Geschlecht nicht haltmacht, dass die Gleichberechtigung im Sinne einer vollwertigen Partnerschaftlichkeit von Frauen und Männern christlich vom innersten Kern aus andockfähig war, auch wenn es – z.B. konfessionell im Bereich des Kultusvollzuges – nach wie

¹ Vgl. dazu Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: Frau – Mannin – Mensch, Kevalaer 2009, S. 80-83 und vorher.

² Christine Bauer-Jelinek / Johannes Meiners: Die Teilhabe von Frauen und Männern am Geschlechterdiskurs und an der Neugestaltung der Geschlechterrollen. Entstehung und Einfluss von Feminismus und Maskulismus, club of vienna, Wien 2015, <http://goo.gl/CovJNG> (abgekürzt: „Teilhabe“) S. 29. Vgl. hier auch den Überblick über die Verschiedenheit feministischer Strömungen und ihre Geschichte, die hier nur gestreift werden können: a.a.O. Kap. 2 und 3.

³ Siehe Kapitel 2.7

vor bedeutende Unterschiede gibt. Kaum jemand möchte dieses Rad insgesamt zurückdrehen⁴.

2.2. Der Weg zum „Gender Mainstreaming“

Anders liegen die Dinge bei den Implikationen der sog. „Dritten Welle“ der Emanzipationsbewegung seit 1990, in deren Zeitraum der Übergang von der „Frauenbefreiung“ im Sinne von v.a. juristischer und politischer Gerechtigkeit hin zum Gender-Konzept fällt. Hier ist die Andockfähigkeit zum christlichen Glauben auf mehreren Ebenen ungeklärt. Das hat verschiedene Gründe. Einer davon ist, dass dieser unübersetzbare Anglizismus eine programmatisch unklare Bedeutung hat. Ein öffentlicher Diskurs zu dem, was „Gender“ und „Gender Mainstreaming“ eigentlich sind, wurde hierzulande noch gar nicht geführt (und zwar dann, wenn man unter einem „Diskurs“ in Habermas'schem Sinne den „herrschaftsfreien“ Austausch unter Menschen divergierender Meinungen zwecks einer Meinungsbildung versteht). Das Handeln der Bundesregierung ging in Umkehrung jeder sonst üblichen Verfahrensweise einer inhaltlichen Debatte voraus.

„Mit Kabinettsbeschluss vom 23. Juni 1999 hat die Bundesregierung die Gleichstellung von Frauen und Männern als durchgängiges Leitprinzip ihres Handelns anerkannt und beschlossen, diese Aufgabe mittels der Strategie des Gender Mainstreaming zu fördern“, so lautet eine sehr konsistente und vielzitierte Sprachform dieses Vorgangs⁵. Eine Aussprache im Bundestag gab es zu diesem schlecht dokumentierten Vorgang jedoch nicht⁶. Ebenso wenig enthält der Beschluss eine Definition, was unter dem unübersetzbaren Anglizismus „Gender Mainstreaming“ denn zu verstehen sein soll. Damit wurde der Möglichkeit Tür und Tor geöffnet, je nach Interessenlage alles Mögliche und Unmögliche in dieses „Containerwort“ hineinzuinterpretieren – und politisch umzusetzen.

Dass dies so geschah war kein Zufall. Frühere, vom Neomarxismus beeinflusste Vorhaben der Gesellschaftsveränderung („Revolution“) setzen auf Veränderung „von unten“ im Gegenüber zu den Machthabern „da oben“ (so auch der Feminismus der „ersten“ und „zweiten“ Welle). Im Gegensatz dazu setzt die „Gender“-Theorie zu ihrer politischen Durchsetzung auf eine Top-Down-Strategie „von oben“ (sie entstand in Rezeption des „Macht“-Begriffes von Michel Foucault).⁷ Das hat ihr jüngst den Vorwurf eingehandelt, weder gesellschaftlich legitimiert noch überhaupt im Kern demokratisch zu sein.⁸ Erst kürzlich ist es zu einer grundsätzlichen öffentlichen Kritik am Gender-Konzept als solchem gekommen, die von einer breiteren Masse zur Kenntnis genommen wurde. In ihr zeigte sich, dass – anders als viele glauben – „Gender Mainstreaming“ eben *nicht* einfach ein englischer Begriff für „Gleichberechtigung von Frauen und Männern“ ist (so war er zweifellos beim o.g. Kabinettsbeschluss *gemeint*). Manche verfolgen mit diesem Begriff ein ebenso uneinheitliches wie weitreichendes Konzept mit dem Anspruch einer durchgreifenden Kulturveränderung. Die katholische Publizistin Birgit Kelle hat etliches davon in dem journalistisch und zweifellos mit beißender Polemik ge-

⁴ Auch die sog. „Männerrechtsbewegung“ stellt nicht die Emanzipation an sich in Frage, sondern reagiert auf das Empfinden des Überdrehens und des eigenen Übergangenswerdens.

⁵ vgl. auf der Homepage des BMFSFJ: <http://goo.gl/Pi6xrW>

⁶ vgl. <http://dipbt.bundestag.de/doc/btp/14/14046.pdf>. Vgl. zu diesem Vorgang ausführlich Volker Zastrow: Politische Geschlechtsumwandlung, FAZ-online vom 20.06.2006, <http://www.faz.net/aktuell/politik/gender-mainstreaming-politische-geschlechtsumwandlung-1327841.html>

⁷ Dale O'Leary hat gezeigt, wie diese „Top-Down“-Strategie bereits die Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking bestimmte, von der aus der Begriff „Gender Mainstreaming“ seine politische Wirksamkeit entfaltete. Dale O'Leary: The Gender Agenda – Redefining Equality. Vital Issues Press, Lafayette 1997. Deutsche Übersetzung: <http://www.dijg.de/gender-mainstreaming/dale-o-leary-agenda-konzept-hintergrund/> (Teil I); <http://www.dijg.de/gender-mainstreaming/o-leary-agenda-begriff-pekinger-aktionsplattform/> (Teil II)

⁸ Birgit Kelle: GenderGaga, adeo 2015, S. 174-181

schriebenen Bestseller „GenderGaga“ dargestellt; sie führt darin eine ganze Reihe überzogener Auswüchse ad absurdum. Erstaunlicherweise wurde dieses Buch bisher nirgendwo substantiell widerlegt.⁹ Das gesamte Kollektiv der hochdotierten Gleichstellungsbeauftragten und Gender-ForscherInnen ist quasi auf Tauchstation gegangen. Das ging so weit, dass der WDR eine Debattensendung absagen musste¹⁰, weil niemand bereit war, das Gender-Konzept öffentlich zu verteidigen. Das bedeutet entweder, dass Kelles Kritik gegenwärtig nicht entkräftet werden kann oder dass ein gesellschaftlicher Diskurs über dieses Thema von den qua Amt Verantwortlichen *nicht gewünscht wird* (vielleicht weil er die Top-Down-Strategie gefährdet?)¹¹. Beides ist ein Grund, diesen Diskurs im Sinne der Demokratie in Gesellschaft und Kirche ausdrücklich einzufordern. In unserer evangelischen Kirche ist ein Dialog zwischen Gender-Befürwortern und Gender-Kritikern aus zwei Gründen unverzichtbar. Erstens hat die EKD ihr früheres „Frauenstudien- und Bildungszentrum“ als „Studienzentrum für Genderfragen“ wiedereröffnet, und dieses unterstützt ausdrücklich die „Integration von Genderaspekten in der kirchliche Handeln“. Eine christliche Andockfähigkeit der betreffenden Aspekte muss im Einzelfall geklärt werden. Zweitens ist das Gremium, das bindende Entscheidungen für „kirchliches Handeln“ trifft, die Synode, deren Mitglieder über die dafür nötigen Informationen verfügen müssen.

Ich gehe davon aus, dass viele Menschen mit dem „Gender Meinstreaming“ praktische Umsetzungen von *Geschlechtergerechtigkeit* verbinden. Politische Entscheidungen sollen auf ihre Folgen auf die Geschlechter hin bedacht werden, insbesondere da, wo sie sich eben je nach Geschlecht unterschiedliche Auswirkungen haben. Ich möchte dieses Gerechtigkeits-Anliegen in christlichem Sinne bewusst positiv aufnehmen. Zugleich möchte ich es unterscheiden von einer Reihe spezifisch *ideologischer* Anliegen und Definitionen, die sich ebenfalls in diesem „Containerwort“ finden. Hier möchte ich anhand von philosophischen, historischen und naturwissenschaftlichen Zusammenhängen Probleme aufzeigen, die einer christlichen „Andockfähigkeit“ entgegenstehen. Im Zuge dieser Differenzierung möchte ich Anknüpfungspunkte für einen Dialog zwischen Gender-Befürwortern und Gender-Kritikern freilegen. In diesem Sinne sei „Gender in der Kirche!“ mit diesem Papier zur konstruktiven Diskussion gestellt.

⁹ Die Qualität der bisherigen Kritik lässt sich am besten beim einstigen Leitmedium „Der Spiegel“ ablesen. Das einzige Argument seines Kommentators Georg Diez war, Birgit Kelle und einige andere, die er ihr (meist unberechtigt) zur Seite stellte, als „opportunistische Arschlöcher (sic!)“ zu bezeichnen - ein intellektueller Offenbarungseid: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/georg-diez-ueber-reaktionaere-frank-plasberg-genderwahn-a-1022149.html>

¹⁰ <https://www.facebook.com/photo.php?fbid=1026577017355804&set=a.102439983102850.4175.100000105477690&type=1>

¹¹ Den Vorwürfen Kelles mit dem Gegenwurf einer „Verschwörungstheorie“ zu begegnen (z.B. Jutta Ditfurth u.a.) geht an der Sache vorbei. Selbstverständlich ist nicht alles, was sich unter dem Stichwort „Gender Meinstreaming“ verbirgt, schlecht – das schreibt Kelle ausdrücklich selber. Es geht darum, dass ein an sich richtiger Gedanke konsequent überzogen wird und dass sich dafür strukturelle und ökonomische Ursachen namhaft machen lassen. An diese Stelle fließt nämlich viel Geld (vgl. H. Strausberg: Gender Studies kreieren ein wahres Jobwunder, 15.03.2015, in: <http://www.welt.de/138434594>). Die hochdotierten Gender-Lehrstühle und Gleichstellungsbeauftragten müssen Leistungen vorweisen, selbst dort, wo Gleichstellung an sich bereits erreicht ist, haben also ein strukturelles Interesse daran, zu lösende Probleme zu finden (und bei Bedarf auch zu schaffen). Dies geschieht – so der Einspruch - je länger je mehr auf Kosten demokratischer Freiheitsrechte. Wenn solchen Anfragen nicht sachlich widersprochen wird, sondern die Anfragenden personell angegriffen werden – in der Regel mit der beliebten „Rechts“-Keule, die den Betroffenen schlichtweg die diskursive Dignität abspricht und sich damit aus der Pflicht einer inhaltlichen Auseinandersetzung davonstiehlt – dann bestätigt dieses Verhalten genau jenen Verdacht einer „Verschwörung“, der Gender-Kritikern in gleichem Zuge angedichtet wird.

2.3. Was enthält das „Containerwort“ *Gender*? – Eine Begriffsklärung

a) *Geschichte eines „ambiguitären“ Begriffes*

„Gender“ ist ein Containerwort. Es hat nicht eine eindeutige Bedeutung oder Übersetzung, sondern es ist *mehrdeutig*, oder, mit einem linguistischen Fremdwort, „*ambiguitär*“. Diese Mehrdeutigkeit ist kein Zufall, sondern sie ist programmatischer Bestandteil des Gender-Konzepts. Ihm liegt eine philosophische Denkrichtung zu Grunde, die man „Poststrukturalismus“ oder auch „Dekonstruktivismus“ nennt¹². Der Poststrukturalismus geht auf eine Gruppe französischer Philosophen der 60er Jahre zurück, z.B. Jacques Derrida, Michel Foucault, Francois Lyotard u.a. Bei ihnen spielt die Mehrdeutigkeit von Begriffen eine wichtige Rolle. Eindeutige Begriffe bauen nach dieser Theorie Gegensätze auf, weil sie immer ihr unausgesprochenes Gegenstück verschweigen und dadurch Hierarchien und Machtstrukturen bilden. Mehrdeutigen (ambiguitären) Begriffen wird hingegen das Potential zugesprochen, Strukturen in Denken und Leben einer Gesellschaft aufzubrechen und zu verändern.

Das Wort „Gender“ ist ein Paradebeispiel dieser Technik. Ursprünglich wurde es von dem Amerikaner John Money entwickelt, und zwar in Zusammenhang mit einem Menschen-Experiment. Mit einer Geschlechtsumwandlung an Bruce Reimers, der danach als Brenda lebte und später Suizid beging, wollte er beweisen, dass „das soziale Geschlecht (*gender*) dem Menschen willkürlich zugewiesen wird und daher vom biologischen Geschlecht (*sex*) bis zur vollständigen ‘Diskordanz’ abweichen kann: daß man also erfolgreich einen Jungen zu einer Frau oder ein Mädchen zu einem Mann erziehen könne“.¹³ Das Experiment scheiterte¹⁴, der Begriff aber war geboren:

„Gender“ bezeichnet das „soziale Geschlecht“, welches ein Erzeugnis der gesellschaftlichen Umstände und von der Biologie völlig unabhängig sei.

In dieser Weise wurde er von Harold Garfinkel weiterverwendet (zunächst für transsexuelle Menschen, bei denen eine Abweichung des sozialen vom biologischen Geschlecht zu beobachten ist). Dann wurde es von der Frauenbewegung aufgegriffen, die darin einen Satz von Simone de Beauvoir wiederfand: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“. Geschlecht sei „kein Sein, sondern ein Tun, ein Effekt kultureller Praktiken“.¹⁵ „Gender“ sind demnach die „kulturell vorgegebenen Geschlechterrollen“ als „soziale Konstruktion“, die „eine Gesellschaft bereitstellt und durch Verbote, Strafen und Belohnungen für verbindlich erklärt“.¹⁶

¹² Vgl. Franziska Schößler: Einführung in die Gender Studies, Berlin 2008, S. 13f.. Der Ursprung dieser Philosophie liegt im Frankreich der 60-er Jahre. Bedeutende Namen sind u.a. ihr Begründer Jacques Derrida und Michel Foucault, von denen die derzeit bedeutendste Gender-Forscherin, die amerikanische Philosophin Judith Butler, beeinflusst ist.

¹³ Volker Zastrow: Der kleine Unterschied, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 07.09.2006, <http://www.faz.net/aktuell/politik/gender-mainstreaming-der-kleine-unterschied-1329701.html>. „Die EU und Deutschland haben sich dem „Gender Mainstreaming“ verpflichtet. Dieser Politik liegt die Behauptung zugrunde, Geschlechtsrollen seien nur erlernt. Propagiert und durchgesetzt hat das der Feminismus, doch am Anfang steht ein Menschenversuch.“

¹⁴ Es gehört untrennbar zur Geschichte des „Gender“-Begriffes hinzu, dass seine Etablierung auf einer wissenschaftlichen Lüge aufbaute, deren Aufdeckung jedoch nicht zu einer Revision der Theorie, sondern zu ihrer Verteidigung unter Hinzunahme von Verschwörungannahmen führte, dazu Volker Zastrow, siehe vorherige Fußn.

¹⁵ Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht, dt. 1951, zit. in: Franziska Schößler: Einführung in die Gender Studies, a.a.o. S. 56

¹⁶ Franziska Schößler: Einführung in die Gender Studies, a.a.o. S. 10

b) Von der Rolle zum Geschlecht

Nun wird kein vernünftiger Mensch bestreiten, dass es in der Gesellschaft geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen gibt. Eine zu klärende Frage wird sein, *warum* es sie gibt, was sie möglicherweise leisten und ob sie tatsächlich ausschließlich negativ zu bewerten sind. Viele Menschen kennen jedoch aus ihrer eigenen psychischen Entwicklung die Erfahrung, dass angetragene Rollenmuster mitunter einengend sein und das Leben an seiner Entfaltung hindern *können* (nicht: müssen). Es gibt hier – das müssen Gender-Kritiker anerkennen – in der Geschichte viele biographische Leid-Erfahrungen von Frauen, die z.B. ihren Lieblingsberuf nicht ergreifen durften, weil sie gesagt bekamen, dass „man“ das als Frau nicht macht, oder die darin auf Hürden stießen. Edith Stein z.B. wurde zwischen 1919 und 1936 als Frau (und nur darum) nicht zur Habilitation zugelassen.

Bedeutende Zweige der „Gender Studies“ gehen nun über die Frage nach einer (auch christlich verantworteten) „Geschlechtergerechtigkeit“ hinaus: Sie behaupten, dass das Geschlecht durch Rollenzuweisung von Anfang an überhaupt erst *entsteht* und entsprechend fluid, d.h. veränderbar ist. Ob ein Mensch Frau oder Mann oder sonst etwas ist, entscheide sich nicht mit der Vereinigung von Ei- und Samenzelle, sondern mit der *sozialen Zuschreibung*: „Es ist ein Junge!“ oder „es ist ein Mädchen“ (Judith Butler).¹⁷ „Gender“ wäre demnach die Entstehungsbedingung für „sex“ (das anatomische Geschlecht), nicht umgekehrt.

Hinter dieser Anschauung steht das poststrukturalistische Verständnis des Subjekts. In ihr wird ein abgrenzbares „Ich“ abgestritten. Das Subjekt einschließlich seiner Körperlichkeit (!) sei ein unabgeschlossenes „Fluidum von Sprache“, das auf sozialem Wege durch die kulturelle Umgebung konstruiert werde (was übrigens in Konsequenz jede Verantwortung in ethischem Sinne für das eigene Handeln nivelliert). Im Anschluss an Judith Butlers Performanztheorie gehen aktuelle soziologische Entwürfe davon aus, dass die Geschlechterdualität (*sex*) dadurch entsteht, dass kulturelle Vorgänge und Normen dem (neutralen?) Körper gleichsam eingeschrieben werden.¹⁸

c) Die Erweiterung um die Thematik der sexuellen Orientierung

Die Absicht der „Gender Studies“ ist, die mit der Zweigeschlechtlichkeit einhergehenden kulturellen Machtstrukturen aufzubrechen, in dem sie die „Heteronormativität“ als historisch bedingte Machtwirkung entlarvt und ihnen eine bewusst uneindeutige Geschlechtervielfalt als neue Norm entgegenstellt. In das ohnehin schillernde „Gender“-Konzept konnten sich darum auch andere Interessensgruppen einfügen. Homo-, Bi- Inter- und Multisexuelle und manche andere mit sexuell ungewöhnlichen Vorlieben nutzen den Begriff, um ihre Anliegen vorzubringen. „Gender“, sagt Birgit Kelle darum, „ist eine Wundertüte“, in der alles Mögliche und Unmögliche drin sein kann. So wird er inzwischen für eine Fülle „sozialer Geschlechter“ gebraucht, deren Zahlenangaben zwischen 60 und 4000 schwankt und bei denen sich soziale Geschlechterrolle, sexuelle Orientierung und das Gefühl, Opfer einer Vorherrschaft der „angry white men“ zu sein, bunt durcheinandermischen.

d) Versuch einer Themendifferenzierung und Statistiken

Die gemeinsame Frontstellung gegen die „traditionellen Geschlechterrollen“ täuscht nicht darüber hinweg, dass der „Gender“-Begriff inzwischen sehr heterogene Fragestellungen beherbergt und auf gemeinsame Begriffe bringt. Dabei vermischen sich die Ebenen z.T. bis zur

¹⁷ Hannelore Bublitz: Judith Butler zur Einführung, Hamburg ³2010, S. 34.

¹⁸ Dieser Figur folgt ohne jede fundamentaltheologische Methodenkritik Isolde Karle: Liebe in der Moderne, Gütersloh 2014, S. 14ff.

Unkenntlichkeit. Manche Gender-Kritiker reagieren darauf so, dass sie das ganze „Gender-Dings“ einfach pauschal ablehnen. Das kann aber keine sinnvolle Lösung sein. Dem Mischmasch ist vielmehr konsequente Differenzierung entgegenzusetzen: „Alles aber prüfet, und das Gute behaltet“ (Paulus: 1 Thess 5,21). Nur mittels Differenzierung können berechnigte von ideologischen Anliegen und Themen unterschieden werden. Entsprechend möchte ich im Folgenden vorerst drei Bereiche unterscheiden:

- ◆ Die Frage nach der *Geschlechtergerechtigkeit*, bezogen auf Frauen und Männer in Gesellschaft und Kirche. Hier geht es um weibliche und männliche Rollenmuster und – Erwartungen und die Frage, wie Männer und Frauen ihre unterschiedlichen Bedürfnisse an Lebensmöglichkeiten und –Ressourcen so aufeinander einstellen können, dass sie auf ihre Weise zufrieden leben können. Statistisch betrachtet ist die Verteilung der Geschlechter ist ungefähr hälftig, wobei es etwas mehr Frauen als Männer gibt (mit lokalen Unterschieden). In Deutschland lebten laut dem Statistischen Bundesamt im Jahr 2013 im Durchschnitt 51,045% Frauen und 48,945% Männer¹⁹. Wieviele Frauen sich noch als „Feministinnen“ betrachten ist nicht bekannt. Es mehren sich jedoch die Stimmen von Frauen, die der Meinung sind, dass der Feminismus seine Ziele im Großen und Ganzen bereits erreicht hat.²⁰ Andere halten die Geschlechtergerechtigkeit für noch nicht hergestellt.
- ◆ *Inter- und Transsexualität*. *Intersexualität* liegt vor, wenn innere und äußere Geschlechtsmerkmale oder der Chromosomensatz nicht eindeutig einem Geschlecht zugeordnet werden können. Diese Problematik tritt häufig mit der Pubertät auf und stellt die betreffenden Personen und ihr soziales Umfeld vor große Herausforderungen bei ihrer Identitätssuche, die seelsorglich behutsam und kompetent begleitet werden müssen. Eine Statistik zur Intersexualität fehlt, da das Statistische Bundesamt diese Daten noch nicht aufnimmt. Laut der Sexualforscherin Hertha Richter-Appelt könne man aber davon ausgehen, dass eines von 4500 Kindern ohne biologisch eindeutiges Geschlecht auf die Welt käme²¹; das entspräche einer statistischen Häufigkeit von 0,02%.
Transsexualität liegt vor, wenn ein Mensch die Überzeugung hat, im „falschen Körper“ (nämlich mit dem „falschen Geschlecht“) geboren zu sein und sein körperliches Geschlecht durch eine medizinische Behandlung verändert. *Transgender*-Menschen unterscheiden sich von Transsexuellen dadurch, dass sie auf eine medizinische Behandlung zum Erreichen ihres Zielgeschlechtes verzichten, sondern sich am sozialen Geschlechterwechsel genügen lassen. Laut Hans-Günter Pichlo vom Medizinischen Dienst Nordrhein liegt die Häufigkeit für Transsexualität zwischen 1: 10.000 - 1: 30.000 für Mann-zu-Frau-Transsexuelle (Transfrauen) und zwischen 1: 15.000 - 1: 100.000 für Frau-zu-Mann-Transsexuelle (Transmänner)²², das betrafe also maximal 0,008% der Bevölkerung. Etliche Menschen aus dieser Personengruppe würden sich selbst als ihr „Zielgeschlecht“ beschreiben; andere hingegen möchten sich gar nicht auf ein bestimmtes Geschlecht festlegen (lassen). Darum hat die Ethikkommission 2013 die Einführung eines „dritten Geschlechtes“ empfohlen.²³
- ◆ *Menschen mit gleichgeschlechtlicher sexueller Orientierung*. Ihre Situation wird mit denselben Begriffen beschrieben und ihr Bedürfnis nach Akzeptanz mit denselben Forderungen belegt wie die Gleichstellung der Geschlechter. Dies verwundert manche Außenstehenden, denn anders als Inter- oder Transsexuelle haben die meisten gleichgeschlechtlich

¹⁹ In Zahlen: Im Jahresdurchschnitt 41.165.450 Frauen und 39.478.900 Männer: <http://goo.gl/pxpXVc>

²⁰ Vgl. z.B. Ronje von Rönne: <http://www.welt.de/kultur/article139269797/Warum-mich-der-Feminismus-anezelt.html>

²¹ <http://www.zeit.de/wissen/2013-10/intersexualitaet-geschlechtsangabe-personenstandsgesetz-aenderung>

²² <http://www.transsexuell.de/med-pichlo.shtml>

²³ Vgl. hierzu Stefanie Seibel: Transsexualität – Versuch einer ethischen Orientierungshilfe. http://www.ethikinstitut.de/fileadmin/ethikinstitut/redaktionell/Texte_fuer_Unterseiten/Sexualethik/Seibel_Transsexuelle.pdf

Orientierten keine Probleme, sich selbst als „Mann“ oder „Frau“ zu beschreiben. Der inhaltliche Anknüpfungspunkt an die „Gender“-Begrifflichkeit ist, dass „heteronormative Rollenzuschreibungen“ auch das legitime sexuelle Begehren im gegengeschlechtlichen Sinne vorgäben. Das abweichende gleichgeschlechtliche Begehren (hier wird sehr gerne auf Sigmund Freud rekurriert, der die These vertrat, der Mensch sei grundsätzlich bisexuell und allein der kulturelle Druck führe zu einer Abspaltung des homosexuellen Begehrens) werde dabei ausgegrenzt und unsichtbar gemacht. Die „Queer Studies“, die inzwischen Oberbegriff u.a. auch für „Lesbian“ und „Gay Studies“ sind, machen dabei die Formen von Sexualität sichtbar, die „quer“ zur Norm stehen,²⁴ wobei fast die gesamte Forschung von Menschen durchgeführt wird, die selbst betroffen sind.²⁵ Der US-amerikanische „National Health Report“ von 2014, der unter den Bedingungen einer zuvor noch nie dagewesenen Akzeptanz gegenüber LSBTTIQ-Menschen zustande gekommen war, weist einen Anteil von 1,6% Menschen auf, die sich selbst als homosexuell oder lesbisch bezeichneten, weitere 0,7% beschrieben sich als bisexuell und 1,1% bezeichneten sich als „something else“ (Asexualität wurde z.B. nicht gesondert abgefragt) oder verweigerten die Antwort.²⁶ Das sind signifikant weniger Menschen mit nicht-heterospezifischer sexueller Orientierung als frühere Schätzungen erwarten ließen (2,3%; frühere Zahlen spekulierten mit 5% bis z.T. 10%). Diese Zahlen überlappen sich teilweise mit den Trans- und Intersexuellen (Mehrfachzugehörigkeiten).

In ihrem Plädoyer für eine „Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz“ hat Isolde Karle aus den „Gender Studies“ die These übernommen, es gäbe ein breites Übergangsfeld jenseits der Geschlechterdifferenz; die Zweigeschlechtlichkeit sei eine Verkürzung der Wirklichkeit²⁷. Das ist nach Statistik eine *faktenfreie Konstruktion von (Schein-)Wirklichkeit*. Statistisch betrachtet gibt es einen Standardbereich von (gerundet) 51,044% eindeutigen Frauen und 48,944% eindeutigen Männern und dazwischen als hauchdünnen Varianzbereich 0,0028% Menschen mit physisch oder psychisch uneindeutiger Geschlechtszuordnung (Trans- und Intersexuelle) bzw. einen etwas breiteren von 2,3% mit einer besonderen Form der sexuellen Orientierung. Alle diese Menschen haben in der Vergangenheit Unverständnis und soziale Ausgrenzung erfahren, und es ist ein vollkommen legitimes Anliegen, dass sie sich mit ihrer speziellen Biographie, ihren Bedürfnissen und besonderen Gaben in der Gesellschaft verorten können und hier Annahme und Kontakte erfahren, sodass sie glücklich leben können. Es ist von daher zu begrüßen, dass über die spezielle Problematik gesprochen wird und die Menschen in der Gesellschaft entsprechende Deutekategorien an die Hand bekommen, um zu verstehen, mit was sie es zu tun haben. Dies kann jedoch nicht durch eine Wirklichkeitskonstruktion geschehen, die die entsprechenden schmalen Varianzbereiche von 0,0028% bzw. 2,3% zur neuen universalen Deutekategorie erhebt und dabei die statistische Wirklichkeit gemeinsam mit der erlebten Lebenswirklichkeit ignoriert. Es sind Auswüchse wie diese, deretwegen das „manifesto del nuovo realismo“ (Maurizio Ferraris) eine neue Wahrnehmung der Realität gefordert hat²⁸.

²⁴ Vgl. zum Ganzen Franziska Schöbler: Einführung in die Gender Studies, a.a.O. S. 12

²⁵ Ferdinand Knauss: Politische Wissenschaft, FAZ 11.11.2007, S. 6. Hier sind bedeutende Fragen zur wissenschaftlichen Objektivität und zur Freiheit der Wissenschaft zu stellen! Derzeit kann niemand, der sich außerhalb der politischen „Szene“ befindet, eine wissenschaftliche Arbeit vorlegen, die möglicherweise vom „Forschungskonsens der Betroffenen“ abweicht, ohne damit die Fortsetzung seiner Karriere zu riskieren. Eine „Wissenschaftsfreiheit“ ist in diesem Forschungsgebiet bereits seit Jahren nicht mehr gegeben.

²⁶ Brian W. Ward, James M. Dalhamer, Adena M. Galinsky, Sarah S. Joelstl: Sexual Orientation and Health Among U.S. Adults. National Health Statistics Reports 77, July 15, 2014, <http://www.cdc.gov/nchs/data/nhsr/nhsr077.pdf>

²⁷ Isolde Karle: da ist nicht mehr Mann noch Frau. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006, S 14f.; 92ff. unter Angabe völlig übertriebener Zahlen.

²⁸ Maurizio Ferraris: Manifest des neuen Realismus, Frankfurt 2014

2.4. „Gender“-Sprache soll die Welt verändern! Die Kirche übrigens auch.

Gemäß der poststrukturalistischen Philosophie ist das gesamte Sein ein sprachliches Artefakt (d.h. ein Kunstprodukt). Demnach geht ein Sein oder ein Sinn der Sprache nicht voraus, sondern das Sein folgt erst aus der Sprache; es ist eine Funktion von Sprache, eine sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit im Kopf des Einzelnen oder in der Gesellschaft. Ändert man folglich die Sprache, ändert man das Sein: Sprache ist Macht. Da (fast) jeder sprechen kann, ist dies in die Macht jedes Einzelnen gestellt (Michel Foucault). Die Verwendung des „Gender“-Begriffes und der vielen z.T. lästigen, z.T. abenteuerlichen Gender-Versionen etablierter Begriffe²⁹ haben den Zweck, die Welt zu verändern – zu entformen, umzuformen, neuzuformen. Man sagt: Es soll keine trennenden Unterschiede mehr geben, die Konflikte auslösen könnten. Wenn man die Unterschiede nicht mehr als solche bezeichnet, Diskriminierung (vom lateinischen Wort *discriminare* = unterscheiden, absondern) also sprachlich verunmöglicht, dann bevorteilt und benachteiligt man automatisch niemanden mehr durch Nichtgesagtes. Dann *gibt* es die Unterschiede nicht mehr, dann sind am Ende alle gleich und gleichgestellt. Der in aller Stille vollzogene Wechsel der Rede von der „Gleichberechtigung“ zur „Gleichstellung“ hat hier eine seiner Wurzeln. Gleichberechtigung gibt Unterschiedlichen gleiche Rechte. Gleichstellung macht Unterschiede unsprechbar und damit nichtexistent. Hierzu gehört jedoch als Gegenstück die Etablierung von Sprachverboten (bei ihnen spielt – gemäß Foucault – die soziale Bestrafung eine gewichtige Rolle). Da es bedeutend schwerer ist, Gewohntes zu entlernen als Neues zu lernen, bietet der pädagogische Bereich von Schule und Kindergarten hier maximale Erfolgsaussichten. Die Gesellschaft der Zukunft ist es, die von der Verflüssigung der Rollenmuster profitieren soll.

Das ist, das sei ausdrücklich herausgehoben, die Vision einer besseren, gerechteren Welt, in der weniger gelitten und mehr geliebt wird, die radikale Umsetzung der „Gleichheit“ der Französischen Revolution. Doch so, wie letztere mit innerer Notwendigkeit zu Napoleon führte, besteht die Kehrseite dieser Vision aus etwas, das Kritiker seit längerer Zeit mit Begriffen totalitärer Strukturen beschreiben.³⁰

Das Problem ist nämlich nicht nur, der Gesellschaft die neuen Begriffe beizubringen, sondern sie auch dazu zu bringen, die alten Begriffe mit ihren Differenzierungen und (z.T. vorgeblichen) Diskriminierungen durch das Nichtgesagte und Verschwiegene zu „entlernen“. Diese werden dabei einer sozialen Strafbewehrung unterzogen, in der jeder vom Mensch zum Unmensch wird, wenn er sie verwendet und dabei „aus der (neuen) Rolle fällt“.

Sichtbar wird das bei einer Untersuchung der sog. „Kakophemismen“, also derjenigen Begriffe, die im *Gender Mainstreaming* für diejenigen Anschauungen verwendet werden, die man vollkommen ablehnt. Sucht man zB in Elisabeth Tuiders „Sexualpädagogik der Vielfalt“ nach dem Begriff „Ehe“, so wird man nicht fündig. Das Wort steht auf dem Index. Wohl aber ist die Rede von „Rollenstereotypen“, wobei diese zu „hinterfragen“ sind, als ob dahinter etwas Böses lauert. „Zwangsheteronormativität“ wird denjenigen unterstellt, die sich für ein Leitbild von Ehe und Familie einsetzen und damit Menschen in die „heterosexuelle Matrix“ gefangen nehmen, deren Existenz möglichst auf die Nazis zurückgeführt wird.³¹ Wer das tut, am Ende auch noch das Bild von der „guten Mutter“ hofiert, wird als „Familiarist“ und Schlimmeres gebrandmarkt. Zahlreiche ähnliche Beispiele ließen sich anfügen. Eine wissenschaftliche Analyse der Gender-Kakophemismen und ihrer Funktion wäre eine lohnende Aufgabe.

²⁹ Beispiele hierfür bei Birgit Kelle: GenderGaga, a.a.O. S.17ff.

³⁰ Vgl. Gerl-Falkovitz, a.a.O. S. 90-94; Ferdinand Knauss: Politische Geschlechtsumwandlung, a.a.O.; Hans Peter Klein: Heldenhafte Spermien und wachgeküsste Eizellen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.05.2015, Nr. 116, S. 8

³¹ Vgl. Rüdiger Schell: "Queer Theory: Eine Theorie? Beobachtungen eines Mediävisten", in: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft, Jg. 44, Heft 1/2, 2012; vgl. hierzu Franz Siepe: Die dekonstruierte Dekonstruktion. FAZ vom 17.07.15 S. N4.

Hier zeigt sich das Problem, dass der Mensch durch das „Gender Mainstreaming“ nicht etwa von Rollenerwartungen *befreit*, sondern schlicht *mit anderen Rollenerwartungen belegt* wird. Deren Überschreitung wird mehr und mehr mit Hilfe von Sozialstrukturen saktioniert, die samt und sonders aus dem Mittelalter stammen und in der Welt sprachlicher Information in transformierter Gestalt fröhliche Urständ feiern. Vom Pranger („Shitstorm“) über die Inquisition bis zur „virtuellen Hinrichtung“ ist alles dabei. Michael Ginsburg formuliert: „Es ist ein himmelweiter Unterschied, ob eine Gesellschaft tolerant ist oder ob hinter einer vermeintlichen Forderung nach mehr Toleranz zeitweilig purer intoleranter Dogmatismus steckt, der durch den Mantel einer falschen Wissenschaftlichkeit geschützt wird und alles und jeden verdammt, was bei so manchen nicht ins geschlossene Weltbild passt“.³²

Hinzu kommt, dass auch die vom „Gender Mainstreaming“ eingeführten proceduralen Begrifflichkeiten keineswegs frei sind von Gegen-Sätzen, die ihrerseits verschwiegen werden – im Gegenteil! Das beginnt schon beim Begriff „GLEICHSTELLUNG“ – er verschweigt sein Gegenstück, die „UNGLEICHSTELLUNG“. Bei der Frage, wer oder was denn „ungleichgestellt“ wird, stoßen wir von selbst auf die „traditionellen Geschlechterrollen“, die „zweigeschlechtliche Matrix“, die „gute Mutter“, oder die traditionelle Ehe, von denen man den Eindruck erhält, dass sie nicht nur *ergänzt*, sondern aus der Sprachstruktur des Wissens *eliminiert* werden sollen³³. Die „VERSICHTBARUNG“ der Gender-Diversity (hier geht es v.a. um LSBTTIQ-Menschen) in allen Bereichen der Gesellschaft verschweigt die „VERUNSICHTBARUNG“ natürlicher Gegebenheiten wie Mutter- und Vaterschaft oder der nach wie vor statistischen Mehrheit eines Elternhauses mit einem gegengeschlechtlichen verheirateten Paar, in dem nach wie vor die meisten der Kinder aufwachsen (z.B. wenn in Formularen nur noch nach „Elter 1“ und „Elter 2“ statt nach Mutter und Vater gefragt wird); sie verschweigt die VERUNSICHTBARUNG von Menschen, die sich auf Grund des biblischen Menschenbildes für ein Leitbild von Ehe und Familie einsetzen. Die *suppressiven Nebenabsichten, die in hart geführten, von Machtwirkungen geprägten Auseinandersetzungen wie um die Petition zum Bildungsplan 2015 deutlich zum Ausdruck kommen, erregen den Verdacht von Menschen, die zu ihrer traditionellen Prägung stehen und hier die Machtergreifung einer „absurden Ideologie“ sehen.*

Ein weiteres Problem ist, dass der Prozess der sprachlichen „Dekonstruktion“ von Gegensätzen niemals abgeschlossen ist. Ein Kunstwort wie „gender“ entsteht, wenn die unausgesprochenen Gegensätze von Worten wie „MANN“ (->NICHT_FRAU), „FRAU“ (->NICHT_MANN), „Geschlecht“ (->NICHT_FRAU_NICHT_MANN) aufgedeckt, als historisch bedingte Machtwirkungen verstanden und durch „Mittelbegriffe“ ersetzt werden.³⁴ Diesem Prozess lässt sich nach Jacques Derrida keine Grenze setzen, da eine erneute Verfestigung ebenfalls nur historisch bedingt wäre. Es ist deshalb eine Illusion, zu glauben, mit der Dehnung z.B. des Ehe-Modells zur Lebenspartnerschaft sei der Gerechtigkeit Genüge getan. Mit innerer Notwendigkeit wird bereits die Zweizahl der Lebenspartnerschaft dekonstruiert: Kürzlich heiratete in Thailand das erste homosexuelle Dreierteam. Warum nicht vier oder

³² Michael Ginsburg: Wie der Genderwahn deutsche Studenten tyrannisiert. Die Welt vom 19.11.14, <http://m.welt.de/debatte/kommentare/article134493430/Wie-der-Genderwahn-deutsche-Studenten-tyrannisiert.html>

³³ So wurde in Kreisen von LSBTTIQ-Aktivist*innen schon gefordert, dass die traditionelle Ehe und Familie am besten nicht länger existieren sollten, z.B. von Masha Gessen: <http://goo.gl/VY6mOX>

³⁴ Vgl. hierzu den Wikipedia-Artikel über „Différance“: <https://de.wikipedia.org/wiki/Diff%C3%A9rance>, abgerufen am 23.04.15. Aus dem „Dekonstruktivismus“ ist darüber im Bereich der Kunst und Kunstinterpretation eine Interpretationsmethode entstanden, die jüngst auch auf historische Gegenstandsbereiche übertragen wird. Der Mediävist Rüdiger Schell hat jüngst auf die Problematik entsprechender Stilblüten aufmerksam gemacht, wenn da z.B. auf einmal behauptet wird, den „modernen Unterschied“ zwischen „männlich“ und „weiblich“ habe das Mittelalter noch gar nicht gekannt: Rüdiger Schell: "Queer Theory: Eine Theorie? Beobachtungen eines Mediävisten", in: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft, Jg. 44, Heft 1/2, 2012

fünf? Unter Schülerinnen und Schülern wird aktuell – natürlich anhand entsprechender Videos – die Zoophilie heiß diskutiert. Entsprechend hat das frei florierende „gender“ und infolgedessen auch „Gender-Gerechtigkeit“ keine theoretisch festlegbaren Grenzen³⁵. Eine christliche Verwendung dieser radikalen Form des „Gender“-Konzeptes ohne vorausgehende gründliche Kritik der zugrundeliegenden Methoden und Philosopheme ist nur um den Preis eines prinzipiellen Verzichtes auf jede Sexualethik, d.h. aber um den Preis der kirchlichen Selbstzerstörung möglich. Auch und gerade die Ergebnisse der vielfältigen soziologischen Studien sind nur unter richtiggehender *Ideologiekritik* verwertbar!³⁶

2.5. „Gender“ versus „Sex“ – Gegensätze oder Gegenstücke?

a) *Das Scheitern der biologischen Ignoranz*

Eines will „gender“ bekanntlich nicht mehr sein, nämlich in irgendeiner Form abhängig von „sex“. Trotz des gescheiterten „Brenda“-Experiments von John Money wird eine Prävalenz von biologischen Geschlechterunterschieden (also einer Festlegung durch das genetische Material „XX“ oder „XY“) als „Biologismus“ verschiedentlich vollkommen abgelehnt. So behauptet z.B. der Bielefelder Dozent Thorsten Voß, „dass es kein vorgefertigtes Geschlecht gibt – es ist ein Konstrukt, abhängig von historischen und kulturellen Kontexten“.³⁷

Der größte Feind des Genderforschers (die meisten Lehrstühle sind übrigens in der *Soziologie* installiert) ist der Biologe. Das Schimpfwort des „Biologismus“ geistert durch etliche Veröffentlichungen der „Gender Studies“, meist verbunden mit einer generellen, jedoch nicht belegten, sondern lediglich behaupteten Kritik argumentativer Defizite.³⁸ Es handelt sich ganz offensichtlich um einen Konflikt zweier Wissenschaften mit gegenläufiger Axiomatik um die Deutungshoheit. Die „Gender Studies“ wollen sich gegen den Vorgang wehren, anhand biologischer Unterschiede soziale Schlussfolgerungen auf typisch weibliche und männliche Verhaltenserwartungen zu ziehen. So entstünden unterdrückende Rollenerwartungen oder gar – Forderungen, die vor allem an Frauen herangetragen werden und so ihren persönlichen Entwicklungsspielraum beschneiden.

So sehr man diese Fragestellung verstehen kann – die These einer Prävalenz des „Sozialen Geschlechts“ steht wissenschaftlich auf äußerst wackligen Füßen. Die „Gender medicine“ (die sich im Unterschied zu den „Gender Studies“ gerade den biologischen Unterschieden widmet³⁹) hat Ergebnisse zu Tage gefördert, die mit dem Bild einer sozialen Konstruktion nur schwer in Einklang zu bringen sind. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern ziehen sich nicht nur durch primäre und sekundäre Geschlechtsorgane, sondern auch durch den Knochenaufbau und durch die gesamte Hirnphysiologie⁴⁰. Neueste Forschungen haben gezeigt,

³⁵ So konstatiert auch der Augsburger katholische Theologe Johannes Hartl in einem Internet-Aufsatz: <https://www.facebook.com/johannes.hartl.100/posts/1089178961108100>

³⁶ Isolde Karle z.B. setzt die Faktizität von Ergebnisse soziologischer Studien wie von Heinz-Jürgen Voß ohne methodenkritische Reflexion einfach voraus (z.B. *Liebe in der Moderne*, S. 16). Schöner kann man die Theologie nicht an den Zeitgeist ausliefern. Vgl. dazu Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: „Säkulare Heilsideologien müssen christlich immer erneut auf ihren totalitären Kern hin kritisiert werden“: *Frau –Männin – Mensch*, Kevalaer 2009, S. 194.

³⁷ Ferdinand Knauss: *Politische Wissenschaft*. Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 11.11.2007, Nr. 45, S.6

³⁸ Dieser Figur folgt z.B. auch Isolde Karle: *Liebe in der Moderne*, a.a.O. S. 16: „...auch in der Biologie, die die Gene überschätzt und zugleich Prozesse, Interaktionen, Kommunikationen sowohl in der Zelle und im Organismus als auch mit der gesellschaftlichen Umwelt unterschätzt“, mit Verweis auf Hans-Jürgen Voß, jedoch ohne Argument. Theologisch würde man das schlicht einen *Dogmenkonflikt* nennen! Vgl hierzu zuletzt Hans Peter Klein: *Heldenhafte Spermien und wachgeküsste Eizellen*, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.05.2015, Nr. 116, S. 8

³⁹ Ferdinand Knauss: *Politische Wissenschaft*. Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 11.11.2007, Nr. 45, S.6

⁴⁰ Vgl. Manfred Spreng: *Adam und Eva – die unüberbrückbaren neurophysiologischen Unterschiede*, in: Manfred Spreng – Harald Seubert: *Vergewaltigung der menschlichen Identität. Über die Irrtümer der Gender-*

dass sich bereits im frühen Kleinkindalter eindeutige Unterschiede im Aufbau des Gehirns nachweisen lassen. Verhaltenstests zeigen, dass bereits Säuglinge sich aus einem Zimmer mit bunten Spielsachen gezielt geschlechtsspezifische Spielsachen heraussuchen (was sich mit dem gescheiterten „Brenda“-Experiment deckt). Auf die These der Gender-Forschung hin, dass hier bereits unbewusst transportierte Verhaltenserwartungen eine Rolle spielen, wurde derselbe Test 2002 an Affen durchgeführt. Die Forscherinnen berichteten, dass sich die männlichen Affen genau wie die Menschenkinder für das technische Spielzeug interessierten, die Weibchen sich jedoch mit den Babypuppen zurückzogen⁴¹; eine weitere Studie von 2008 bestätigte die Ergebnisse. Das ist mit Verhaltens- und Rollenerwartungen nicht mehr zu erklären, sondern verweist auf pränatal-biologische Zusammenhänge, insbesondere den Einfluss männlicher Sexualhormone während der pränatalen Hirnentwicklung⁴². Soziale Faktoren setzen also – häufig verstärkend - an biologischen Gegebenheiten an. Weitere Tests, die die Unterschiede in der Hirnentwicklung ins Embryonalalter zurückverfolgen, dürften nicht lange auf sich warten lassen. Eine der Kernthesen der modernen „Gender Studies“ steht damit exakt *einen* Schritt vor seiner endgültigen naturwissenschaftlichen Widerlegung, die nur noch eine Frage der Zeit ist. Oder mit Birgit Kelle gesprochen: „*An der Biologie kommen wir nicht vorbei*“.⁴³

b) Geschöpflichkeit, Leiblichkeit und Selbstverhältnis

Ob eine zukünftige Gleichstellungspolitik in Kirche und Gesellschaft gesellschaftlich sinnvoll oder dysfunktional-ideologisch sein wird, wird sich daran entscheiden, ob die naturwissenschaftlichen Ergebnisse von Biologie, Neurowissenschaften und „Gender Medicine“ in die Überlegungen von „Geschlecht“ (*sex*) und „Geschlechterrolle“ (*gender*) wieder angemessen mit einbezogen werden. In ihrer Verhältnisbestimmung müsste wieder stärker betont werden, dass das biologische Geschlecht den Ausgangspunkt und die Umgebungsbedingungen für das kulturelle Geschlecht bildet, auch wenn dieses dann wiederum eine bildende Wirkung auf die Körperlichkeit entfaltet (z.B. Schönheitsideale). In Kirche und Theologie führt dies zu der Aufgabe einer „Theologie des Leibes“ als Bestandteil einer „Theologie der Schöpfung“. Sie lässt sich kaum anders als im ökumenischen Dialog sinnvoll erheben, zumal wir hier im katholischen Bereich bereits bedeutende Arbeiten haben. Insbesondere Papst Johannes Paul II. und Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz haben hier Entwürfe vorgelegt, die evangelischerseits allererst zur Kenntnis genommen werden müssen⁴⁴ (vgl. dazu unten Kap.2.7).

Wenn man in diese Richtung denkt, muss man sich umgehend mit dem Vorwurf auseinandersetzen, man wolle erneut aus der Biologie Rollenzuweisungen ableiten. Das ist so nicht inten-

Ideologie, Logos Editions 2015, anhand zahlreicher Verweise zu wissenschaftlichen Forschungen; Hans Peter Klein, a.a.O.

⁴¹ vgl. der Bericht <https://www.psychologytoday.com/blog/the-scientific-fundamentalist/200804/why-do-boys-and-girls-prefer-different-toys>

⁴² Melissa Hines and Gerianne M. Alexander: Commentary: Monkeys, girls, boys and toys: A confirmation Comment on “Sex differences in toy preferences: Striking parallels between monkeys and humans”, im Internet: <http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC2643016/>. Eine neue Literaturstudie legt nahe, dass auch das “Transgender“-Phänomen auf derartige biologische Ursachen zurückzuführen sein könnte: <http://aace.metapress.com/content/2k70161258g45656/?genre=article&id=doi%3a10.4158%2fEP14351.RA>

⁴³ Möglicherweise sind hiermit Absetzbewegungen und Umdeutungsversuche der „Gender Studies“ zu erklären, die in letzter Zeit zu beobachten sind. So hat der Bündnis 90/Grünen-Vorsitzende Anton Hofreiter bei „Hart aber fair“ am 02.02.15 den Zweck der Gender Studies ein wenig umgedeutet: Es ginge ihr gerade darum, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern herauszuarbeiten. Dies erstaunt sehr angesichts der bisherigen Diskussionslage und weist auf Anpassungsversuche an die in wissenschaftlicher Hinsicht aussichtslos gewordene Situation hin. Das dürfte ein Schritt in eine Richtung sein, in der ein Dialog möglich wird und Konsense jenseits der ideologischen Lager zu erreichen sein könnten.

⁴⁴ Isolde Karles „Theologie der Leiblichkeit“ ist der seit langem erste Versuch auf evangelischer Seite, der jedoch sämtliche oben behandelten Probleme der „Gender Studies“ in die Theologie einträgt und sich darum eher als Teil des Problems denn als Teil einer Lösung darstellt: Dies.: Da ist nicht mehr Mann noch Frau. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006, Teil I.

diert: Der Mensch ist bekanntlich das einzige Lebewesen, das sich zu sich selbst verhält (Kierkegaard), damit auch zur Biologie und zu seinem Geschlecht. Das „Soziale Geschlecht“ lässt sich verstehen als der Bereich des „Sich-zu-sich-selbst-Verhaltens“, der Kultivierung und Gestaltung des Frau- und Mann-Seins einschließlich allem, was möglicherweise dazwischen liegt, unter ethischen Gesichtspunkten. Ein Rückgriff auf Kierkegaards „Krankheit zum Tode“ mit seiner Spannung zwischen „verzweifelt nicht man selbst sein wollen“ (d.h. derjenige Mensch, der man eigentlich ist) und „verzweifelt man selbst sein wollen“ (d.h. jemand anderes, ein selbst erdachtes Ideal) dürfte hier fruchtbar werden.

Des weiteren legt sich der christliche Begriff der „Gerechtigkeit“ nahe, der eine Wertung biologischer Verschiedenheit im Sinne eines Gefälles umgehend problematisiert. Ein Nachdenken über „Geschlechtergerechtigkeit“ in biblischem Horizont unter Einbeziehung der „Theologie des Leibes“ könnte sich aus der ideologischen Umklammerung durch die „Gender Studies“ emanzipieren. Dieses Nachdenken kann insbesondere dann fruchtbar sein, wenn es „magno consensu“ geschieht, also aus den elitär-esoterischen Zirkel in Universitäten und politischen Hinterzimmern in die Mitte der Kirche gebracht wird. Das würde dazu führen, dass die am Diskurs bisher NICHT_BETEILIGTEN (das sind in der Regel die, die es in der politischen Umsetzung angeht) zu BETEILIGTEN werden.

c) Sind „Rollenstereotype“ nur böse? Versuch einer differenzierten Betrachtung

Dem norwegischen Journalist und Komiker Harald Eia gebührt das Verdienst, die Öffentlichkeit als erster über die Probleme des Gender-Mainstreaming aufgeklärt zu haben. Er spürte in einem Filmbeitrag, den wirklich *jede(r)* am Thema Interessierte gesehen haben sollte, dem „Norwegischen Gleichstellungs-Paradoxon“ nach – d.h. der Frage, warum ausgerechnet in Norwegen, dem Land, in dem die Menschen seit Jahrzehnten geschlechtsneutral aufwachsen, nach wie vor Frauen eher in – nach den „Rollenstereotypen“ - gängigen Frauenberufen und Männer in gängigen Männerberufen zu finden sind. Ergebnis: Wenn Frauen und Männer die völlig freie Wahl haben, dann entscheiden sie sich selbst mehrheitlich für „typische“ Berufe. Sie *müssen* das nicht - sie tun das freiwillig, weil sie darin eher glücklich werden. Zu den Ursachen befragt, antworteten Biologen mit biologischen, also qua Geschlechtlichkeit in einer bestimmten statistischen Bandbreite vorliegenden Anlagen; die Gender-ForscherInnen konterten mit ihrem theoretischen Konstruktivismus. Dies befriedigte die Zuschauer nur wenig, insbesondere die aus der Politik: Infolge dieses Beitrags strich der Norwegische Staat den „Gender Studies“ 2010 sämtliche Zuwendungen.⁴⁵

Die Frage, die Harald Eia aufgeworfen hat, zielt in das Herz der aktuellen Gleichstellungspolitik, in der die Gleichberechtigung nicht mehr *qualitativ*, sondern *quantitativ* verstanden wird. Statt der *Möglichkeit*, als Frau oder Mann in Freiheit zu tun, was man möchte, gelten sie erst dann als „gleichgestellt“, wenn sie auch tatsächlich das Gleiche *tun*.⁴⁶ Eias Rückfrage ist: Wollen sie das statistisch gesehen *wirklich*? Oder gibt es vielleicht Sparten, in denen mehr Männer arbeiten, weil sie Männer sind und sie das einfach mehr interessiert, und umgekehrt Sparten, in denen mehr Frauen arbeiten, weil sie Frauen sind und sie das einfach mehr interessiert? Das Rose Projekt ist eine Studie von 2010, die zeigt, dass Frauen und Männer über die Kulturgrenzen hinweg konsistent geschlechtsspezifische Präferenzen bei ihren Lieblingsberufen und Liebblingstätigkeiten und Bildungsinteressen haben⁴⁷: Männer sind mehr an Sacharbeit, Frauen mehr an der Arbeit mit Menschen interessiert. Der Psychologe Richard Lippa führt dies auf biologische Unterschiede⁴⁸ und die Evolutionspsychologin Anne Campbell⁴⁹ auf

⁴⁵ Harald Eia: Das norwegische Gleichstellungs-Paradox. <https://www.youtube.com/watch?v=3OfoZR8aZt4>

⁴⁶ Birgit Kelle: GenderGaga, a.a.O. S. 73 und Kontext; Bauer-Jelinek: Teilhabe, a.a.O. S. 14

⁴⁷ <http://roseproject.no/network/countries/norway/eng/nor-Sjoberg-Schreiner-overview-2010.pdf>

⁴⁸ Eia, a.a.O. bei ca. 00:16:30h

⁴⁹ Anne Campbell: A mind of her own: The evolutionary psychology of women. Oxford 2012

erfolgreiche Selektion im Zuge der Evolution zurück, durch die Frauen und Männer mit ihren biologischen Aufgaben bei der Fortpflanzung auch besondere Fähigkeiten erhalten haben, die ihnen ermöglichen, diese Aufgabe auch wirklich gut zu machen.⁵⁰

Die Einholung der Biologie in das Verständnis von „Gender“ führt darum zu einer Neubesinnung auf das, was die von den „Gender Studies“ durchgängig negativ gewerteten „traditionellen Geschlechterrollen“ möglicherweise leisten. In systemischem Sinne ist nichts einfach schlecht oder gut, sondern es ist *da*, weil es eine *Funktion* hat und etwas Gutes will. Dann wäre dann zu fragen: *Wozu* sind sie da? Welche Ressourcen setzen sie frei? Und: In welcher Hinsicht genau werden sie zum Problem?

Zum letzteren hat Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz überzeugend den archaisch-kulturellen Übergang aufgezeigt, in dem die beobachtete Asymmetrie der Geschlechter zu einem Wertegefälle wurde. Männliche und weibliche Eigenschaften, in früheren Zeiten als komplementär betrachtet, verhalten sich bereits in der Gegensatztafel des Pythagoras zueinander wie Gerades zu Krümmem, Licht zu Finsternis, Gutes zu Bösem.⁵¹ Dieses Wertegefälle, das bei Thomas von Aquin in der Beschreibung der Frau als „Mängelwesen“ mündete und das sich heute noch ökonomisch in der unterschiedlichen finanziellen Honorierung typisch männlicher und typisch weiblicher Arbeitszweige widerspiegelt⁵², bildet das eigentliche Problem. Wenn Papst Franziskus vor diesem Hintergrund kürzlich die Komplementarität der Geschlechter in ihrer wechselseitigen Ergänzung betonte,⁵³ markiert das die – übrigens im ersten Schöpfungsbericht wurzelnde – Überwindung der Thomas'schen Defizitorientierung hin zu einer Ressourcenorientierung der besonderen Gaben und Fähigkeiten der Geschlechter.

Hier liegt der Schlüssel zu einer Neubewertung von Rollenmustern⁵⁴ als Manifestationen des „kollektiven Unbewussten“ (C.G. Jung): Sie weisen Frauen und Männer auf ihre – biologisch-archaischen und statistischen – Stärken hin. Sie bieten eine modellhafte Grundorientierung („typisch Frau“ – „typisch Mann“), entlang derer im günstigen Fall in Anlehnung und Widerspruch („ich bin so“ – „ich bin anders“) eigene Lebensentwürfe gebildet werden können. Sie strukturieren soziale Lebensvorgänge in verunsichernden Umbruchssituationen⁵⁵. Ihre Verbalisierung und Reflexion ermöglicht, einander im partnerschaftlichen Frau- und Mann-Sein besser zu verstehen und einander anzunehmen.⁵⁶ Mitunter erinnern Rollenmuster in Kontrast zum allgegenwärtigen Individualismus auch an familiäre und soziale Aufgaben.⁵⁷

⁵⁰ Eia, a.a.O. bei ca. 00:26:34h

⁵¹ vgl. auch zum Folgenden Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: Frau – Männin – Mensch. Zwischen Feminismus und Gender, Kevalaer 2009, S. 39ff.

⁵² An dieser Stelle hat die Klage über den „Gender Pay Gap“ ihr volles Recht!

⁵³ http://www.katholisch.de/de/katholisch/themen/kirche_2/150415_papst_kritik_gendertheorie.php. / Als Mann und Frau schuf er sie: <http://www.kath.net/news/50167>; Ausgangspunkt ist der erste Schöpfungsbericht 1 Mos 1,26-27 mit der komplementären Gottebenbildlichkeit

⁵⁴ Ich verwende an dieser Stelle bewusst das neutrale Wort „Muster“ (vgl. engl. „pattern“) an Stelle des abwertenden „Stereotyp“-Begriffs.

⁵⁵ Die Beobachtung, dass viele Paare bei der Geburt eines Kindes zu traditionellen Rollenaufteilungen übergehen – oft in Kontrast zu früheren Strukturierungen des Zusammenlebens mit der Geburt eines Kindes – braucht diesen dann nicht zum Vorwurf gemacht zu werden, als hätten sie nicht genug gelernt; hier kehrt die alte Defizitorientierung in postmoderner Verkleidung zurück, vgl. stellvertretend: Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2013, S. 82f.

⁵⁶ Vgl. den Song der A-Capella-Gruppe „Wise Guys“: Das fremde Wesen, auf der CD „Radio“ 2006

⁵⁷ So findet z.B. der kleine Löwe Simba im Zeichentrickfilm „König der Löwen“ anhand der ihm entgegengebrachten Rollenerwartung seine wahre Bestimmung und initialisiert eine bedeutende persönliche Entwicklung.

Zum Problem werden sie, wenn sie statt als Muster zu dienen, als Vorgabe verwendet werden, die mit Machtwirkungen verbunden sind und keine Abweichung dulden.⁵⁸ Jedes Individuum hat Eigenschaften, die es mit anderen Individuen teilt und Eigenschaften, die es von anderen Individuen unterscheiden,⁵⁹ auch im Bereich der Geschlechtsspezifika. Wenn Männer von der Menschheitsgeschichte her tatsächlich eher dazu ausgestattet sind, für die Nahrungsbeschaffung zu sorgen und den eigenen Lebensraum zu verteidigen, und Frauen eher dafür, die Kinder großzuziehen und für das heimische Areal zu sorgen, so verweist dieses Stereotyp auf einen *Standardbereich* der Gabenverteilung, der einen *Varianzbereich* signifikanter Abweichungen um sich bildet. Es werden statistisch betrachtet stets mehr Menschen im Standardbereich und weniger im Varianzbereich liegen. Das bedeutet, dass Rollenmuster, die biologische Unterschiede einrechnen, niemals mehr als Anhaltspunkte sind und die Aufmerksamkeit der Menschen offen für das Variante, Besondere sein muss.

Mit der Unterscheidung von Standardbereich und Varianzbereich kommt man m.E. weiter als mit einer generellen Abwertung traditioneller Rollenmuster. Diese *verschiebt* nämlich die Problematik wertender Rollenverständnisse lediglich, statt sie aufzuheben. Im Zuge der Befreiung der Menschen von Rollenzuschreibungen und –Erwartungen auf Grund ihres biologischen Geschlechtes können tatsächlich neue, sehr handfeste Rollenzuschreibungen und -Erwartungen an Menschen herangetragen werden: Männer, die die historischen Nutznießer des Wertefalles zwischen den Geschlechtern waren (greifbar im vielzitierten Feindbild der „angry white men“)⁶⁰, können sich von diesem Makel nur entschütten, wenn sie ihre weiblichen Eigenschaften pflegen und heimische Aufgaben mit übernehmen (paradoxiertweise ist nach einer Generation Hausmänner der Bedarf an bärtigen Machos nicht nur in hetero-, sondern auch in homosexuellen Partnerschaften derzeit angeblich außerordentlich hoch). Frauen müssen die biologische Gleichheit durch Vollanteil am Erwerbsleben lebenslang unter Beweis stellen, wenn sie nicht als rückständige „Heimchen am Herd“ gelten wollen. Die Frau, die es liebt, ihre Kinder daheim großzuziehen, kann in entsprechenden sozialen Milieus heute abgewertet und sozial ausgegrenzt werden. Kinder wiederum müssen damit einverstanden sein, ab Kleinkindalter den kompletten Tag in der Krippe zu verbringen, obwohl sie sich nach Mama sehnen.

Im Sinne der Freiheit ist direktiven Vorgaben solcher Art zu widersprechen. Hier zeigt sich, dass das Überziehen des „Gender Mainstreamings“ nicht zum Gewinn, sondern qua politischer und ökonomischer Vorgaben zum Verlust individueller Freiheitsrechte führt.

2.6. „Gender Mainstreaming“ in der Kirche

Wenn die gesellschaftliche Debatte um „Gender Mainstreaming“ in ihren vielfachen Spielarten und ihren philosophischen Denkvoraussetzungen auf die Kirche trifft und diese sich mit den entsprechenden Fragen auseinandersetzt, dann geschieht dies im Rahmen ihrer besonderen Bedingungen *als Kirche*. Die evangelische Kirche – als Teil der Gemeinschaft der Kirchen in der Weltweiten Ökumene – versteht sich nicht als Sozietät im luftleeren Raum. Sie

⁵⁸ In dem englischen Kinderbuch „Tootle“ wird z.B. einer kleinen Lokomotive beigebracht, das Wichtigste im Leben sei es, auf den Schienen zu bleiben, was auch immer geschieht. Tootle findet jedoch Gefallen daran, sich außerhalb der Schienen auszuprobieren, wird dann jedoch von ihrem Freund, der nur ihr Bestes will, mittels lauter roter Ampeln zurück auf die Schienen geführt – ein klares Beispiel für eine Rollenerwartung, die keinerlei Varianzen duldet.

⁵⁹ Vgl. Markus Gabriel: Warum es die Welt nicht gibt. Berlin 2013, S. 82f.

⁶⁰ treffend zusammengefasst von Michael Ginsburg: „Weiße, heterosexuelle Männer aus der Mittelschicht haben über Jahrhunderte eine Welt geschaffen, in der sie alles unterdrückten, was nicht weiß, männlich und heterosexuell war. Und mit dieser unterdrückerischen Ideologie beherrschen sie noch immer im Großen und Ganzen die Welt“. Ders.: Wie der Genderwahn deutsche Studenten tyrannisiert. <http://m.welt.de/debatte/kommentare/article134493430/Wie-der-Genderwahn-deutsche-Studenten-tyrannisiert.html>

steht in Kontinuität mit Wort und Werk Jesu Christi und der urchristlichen Kirche und der Kirche der Reformation. Sie lebt den Christlichen Glauben in evangelischem Profil im Hier und Heute als in Christus vereinte Gemeinschaft von Menschen unterschiedlicher Prägungen und Identitäten. So vereint sie in sich zwei gegenläufige Aspekte: Die *Confessio Augustana* unterscheidet sie als *ecclesia invisibilis* und *visibilis*, die sich ausdrücken (a) in der Bekenntnisbindung, die die *Kontinuität* verbürgt, und (b) in der Soziologie des „einen Leibes“ mit den „vielen Gliedern“ in ihrer *Diversität*. Beide werden hier tangiert und sind zu bedenken.

a) Aspekt der Kontinuität: Schrift und Bekenntnis

Die Evangelische Landeskirche in Baden hat sich – wie andere EKD-Gliedkirchen auch – in ihrer Grundordnung einen Rahmen gegeben: Sie bindet sich in all ihren Freiheiten und den Spielräumen kreativen Glaubens an die biblischen Schriften und die kirchlichen Bekenntnisse. Die Grundordnung formuliert im Vorwort⁶¹ unter anderem: „(2) [Die Ev. Landeskirche in Baden] *gründet sich* als Kirche der Reformation auf das in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments bezeugte Wort Gottes als die alleinige Quelle und oberste Richtschnur ihres Glaubens, ihrer Lehre und ihres Lebens und bekennt, dass das Heil allein aus Gnaden, allein im Glauben an Jesus Christus empfangen wird. (3) Sie *bezeugt* ihren Glauben durch die drei altkirchlichen Glaubensbekenntnisse: Apostolicum, Nicaenum und Athanasianum. (4) Sie anerkennt [...] namentlich und ausdrücklich das Augsburger Bekenntnis als das gemeinsame Grundbekenntnis der Kirchen der Reformation, sowie den kleinen Katechismus Luthers und den Heidelberger Katechismus nebeneinander [...] (5) Sie bejaht die Theologische Erklärung von Barmen als schriftgemäße Bezeugung des Evangeliums gegenüber Irrlehren und Eingriffen totalitärer Gewalt. (6) Sie weiß sich verpflichtet, ihr Bekenntnis immer wieder an der Heiligen Schrift zu prüfen und es in Lehre, Ordnung und Leben zu bezeugen und zu bewähren.“ Ein kirchliches Nachdenken über „Gender Mainstreaming“ wird den Bezug zu „Quelle und Richtschnur“ des eigenen Glaubens sowie das Bekenntnis, das ihn ausdrückt, als den der Kirche gegebenen Rahmen bewusst und ausdrücklich reflektieren müssen. Das schließt ein, auch in Zeiten postmoderner Glaubensvielfalt die *Glaubenswahrheit*, auf die diese sich bezieht, als gemeinsamen Bezugspunkt nicht aus dem Blick zu verlieren. Eine Bekenntnisbindung einzugehen bedeutet: Nicht alle Glaubensdeutungen sind innerhalb des Rahmens der Kirche möglich – eine Kirche, die alles unterschiedslos gelten lässt, wird irgendwann nicht mehr wahr- und ernstgenommen. In der Bindung an Schrift und Bekenntnis gewinnt sie ihr Profil und ihre Kontinuität in einer sich verändernden Gesellschaft, an der sie sowohl Anteil hat als auch ihr gegenübersteht. Ob etwas, das in der Gesellschaft gilt, deshalb automatisch auch in der Kirche zu gelten hat, kann darum im Sinne der Grundordnung nicht einfach vorausgesetzt werden – es muss begründet werden. Die Kirche hat hierzu gemäß der Zwei-Reiche-Lehre die Pflicht und nach Art. 140 GG auch das Recht dazu.

b) Aspekte der Diversität: Kirchensoziologische Streiflichter

Die evangelische Kirche steht in der angesprochenen Kontinuität nicht im Sinne einer Uniformität, sondern als der „eine Leib mit vielen Gliedern“ (1 Kor 12 und 14), die verschiedene Gaben und Aufgaben, verschiedene Profile und Fähigkeiten in sich vereinen. Das ergibt eine ähnliche Diversität von Frömmigkeitsformen, wie sie das SINUS[®]-Institut für die Gesellschaft herausgearbeitet hat⁶². Wie in der Gesellschaft, so muss auch hier wahrgenommen werden, wie sich eine solche Thematik und der damit einhergehende gesellschaftliche Druck auf die verschiedenen Frömmigkeitstypen der „Spiritual Diversity“ auswirkt. Heinzpeter Hempelmann hat in zahlreichen Vorträgen sowie in seinem Buch „Prämodern – Modern – Postmodern“⁶³ drei verschiedene Basismentalitäten herausgearbeitet, die in der Kirche analog zur

⁶¹ www.ekiba.de/html/content/grundordnung_staatskirchenvertrag605.html?&stichwortsuche=grundordnung

⁶² www.sinus-institut.de

⁶³ Heinzpeter Hempelmann: Prämodern – Modern – Postmodern. Warum „ticken“ Menschen so unterschiedlich? Basismentalitäten und ihre Bedeutung für Mission, Gemeindearbeit und Kirchenleitung, Neukirchen-Vluyn 2013

Gesellschaft neben- und miteinander existieren, sich gegenseitig kritisieren und herausfordern, aber auch befruchten können. Sie wären jetzt ähnlich dem „Kartoffelmodell“ der SINUS®-Milieus weiter auszudifferenzieren und zu charakterisieren. Das kann hier nicht im Ganzen geleistet werden. Es ist jedoch unumgänglich, aus der Gesamtheit der spirituellen Bewegungen in der Kirche die Glaubensauffassung von Menschen mit biblischen und missionarischem Profil wenigstens vorläufig zu veranschaulichen und zu charakterisieren und die Probleme mit derjenigen anderer Basismentalitäten zu verdeutlichen. Dies soll in kreativer Aufnahme und Ergänzung der Mentalitätendeklinaton geschehen. Ich gehe hierbei mit Hempelmann⁶⁴ davon aus, dass

- I. die Basismentalitäten sich im vorfindlichen Leben nicht in Reinkultur wiederfinden, sondern sowohl individuell als auch hinsichtlich der einzeln auszudifferenzierenden Subtypen kirchlicher Milieus sowohl zu speziellen Mischungen als auch zu deutlichen Schwerpunkten der Basismentalitäten kommt (19f.)
- II. dass die Basismentalitäten nicht im Sinne eines Wertegefälles⁶⁵ (das „prä-“ und „post-“ also nicht ab- oder aufwertend), sondern im Sinne eines Neben- und Miteinanders zu lesen sind (125). Sie haben jeweils ihre Stärken und Schwächen und jede von ihnen erhebt für sich „wichtige Teilmomente [...], die für die Gemeinschaft der Kirche unaufgebbar sind“ (130ff.)
- III. dass die Basismentalitäten letztlich inkommensurabel (153ff.), d.h. weder aufeinander abbildbar noch ineinander übersetzbar, sondern ganz einfach inkompatibel sind. Sie werden die Fragen nach dem, was Kirche sein und was in ihr gelten soll, jeweils auf ihre spezifische Art und Weise beantworten (161 u.ö.)
- IV. dass die Basismentalitäten sich in einem Konflikt- und auch Konkurrenzverhältnis befinden, das an eine „Kirchenleitung“⁶⁶ in Schleiermacher'schem Sinne hohe Anforderungen stellt: Sie muss letztlich für sie alle Verantwortung tragen. (150, 161ff)

1.) Viele Menschen mit biblischem und missionarischem Profil innerhalb unserer Kirche würden ihre Glaubensauffassung als **christozentrisch** (v. *Christus im Zentrum stehend*) beschreiben. Manche beschreiben sie auch als „theozentrisch“ oder „relational“; „Relation“ bedeutet „Beziehung“. Eine christozentrische Form des Glaubens lebt von der Erfahrung einer lebendigen Beziehung zu Jesus Christus und durch ihn zum Dreieinigen Gott, der wirklich da ist (95). Der Glaubende sieht in Gott ein persönliches Gegenüber; die Relation vollzieht sich in Anrede Gottes und Antwort des Glaubens. Diese persönliche Gottesbeziehung umfasst den ganzen Menschen mit Geist, Seele und Leib; es ist ein Erkennen Gottes aus der eingegangenen, erlebten und bejahten Beziehung heraus. Der Mensch tritt darin heraus aus seiner Selbstverkrümmtheit (Luther: „homo incurvatus in se ipso“) und geht den Kontakt ein zu dem Gott, der außer ihm (Luther: *extra nos*) *wirklich ist*. Das ist eine Transzendenzerfahrung, die die Existenz Gottes und seine Zugänglichkeit in „prämodernen“ Sinn voraussetzt (103ff.) Diese Form des Erkennens findet man in dieser Glaubensauffassung im hebräischen Wort *יָדָא* (*jada*)⁶⁷ wieder, das ein „Erkennen“ von innen bezeichnet, aus der ganzen Existenz heraus.

⁶⁴ Im Folgenden gebe ich direkt im Text die Seitenzahlen aus Hempelmann, Prämodern – Modern – Postmodern (a.a.O.) an.

⁶⁵ Hempelmann weist die Theorie zurück, „wir“ würden „heute“ in der „Postmoderne“ leben – ihm zufolge fragmentiert sich die Gesellschaft gerade darin, dass postmoderne Mentalitäten zeitgleich neben und mit modernen und prämodernen leben, koexistieren und manchmal auch debattieren (11-16). Infolgedessen wäre der Narrativ, nachdem das „heute“ Gedachte grundsätzlich besser sei als das Frühere, von dem es sich abgrenzt (vgl. 12f), als machtbesetztes Legitimationsmittel zurückzuweisen: Einem Erkenntnisgewinn steht jeweils erkennbar auch ein Erkenntnisverlust, einer Stärke jeweils eine Schwäche gegenüber (133f.)

⁶⁶ Friedrich Schleiermacher: Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen, vgl. hier insbesondere §1-12; 25

In dieser Form des Glaubens, die letztlich an Luther anknüpft⁶⁷, werden starke religiöse Kräfte und auch starke kirchliche Bindungskräfte frei (vgl. 133), die sich die Landeskirche z.B. in Glaubenskursen und anderen missionarischen Projekten, im Engagement zahlreicher ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie in der Hervorbringung theologischen Nachwuchses auch zunutze macht. Der Mensch erlebt sich hier nicht als freischwebendes autonomes Subjekt (modern) und auch nicht als aufgelöstes Fluidum von Sprache (postmodern), sondern als Gottes Kind: „Du liebst mich, also bin ich“ (H.-J. Eckstein).

Diese Glaubensauffassung blendet den Menschen durchaus nicht aus; sie macht jedoch ernst damit, dass Glaube eine Beziehung zwischen *zwei* Polen ist, von denen nur *einer* der Mensch ist und der andere der wirkliche Gott.⁶⁸ Den außerhalb des einzelnen Menschen liegenden Bezugspunkt, der die Identität Gottes verbürgt und Glaubensgewissheit ermöglicht (97ff.), bildet hierbei Gottes Offenbarung, die sich zuerst wort-ereignishaft (Volk Israel), dann in Jesus Christus personhaft und schließlich durch die beides vermittelnden biblischen Schriften als „Gnadenmittel“ ereignet⁶⁹. Von Luther ausgehend kommt dem Gebrauch der biblischen Schriften hierbei die Rolle als „erstem Urgrund“ (lat. *primum principium*, das entspricht dem lateinischen Begriff „Axiom“) zu⁷⁰; sie sind der Maßstab für alle menschlichen Worte und sind unabdingbare Voraussetzung, um mit dem wirklichen Gott in Beziehung zu stehen (107ff.). Im Lesen, Hören, Meditieren des biblischen Wortes (Luther: *meditatio*⁷¹) vernimmt der Mensch immer wieder Gottes lebendige Stimme im Hier und Heute (39; 105f.; 110). Dabei ist man sich in dieser Glaubensauffassung der Menschlichkeit des Wortes genauso bewusst wie der menschlichen Natur Christi; beides wird als Teil der Kondeszendenz (des Herabkommens) Gottes aufgefasst bis dahin, dass man verschiedentlich die Zweinaturenlehre, wie sie die „alte Dogmatik“ für die Person Jesu Christi formuliert hat, auch für die Schrift in Anrechnung bringt: Gottes Wort findet sich in, mit und unter dem Menschenwort, unvermischt und ungeschieden (Hellmuth Frey). Die Treue gegenüber der Offenbarung Gottes in ihrer im Wort inkarnierten Gestalt spielt für dieses Glaubensverständnis eine konstitutive Rolle. Die Bezogenheit auf Gott setzt die Bereitschaft voraus, als Mensch der jeweiligen Zeit an Gottes Wort und so auf Gottes Wegen zu bleiben (107f.). Das Bekenntnis fasst die überzeitliche Wahrheit des Glaubens zusammen (96). Der Mensch in tendentiell „prämodern“-christozentrischem Glaubensverständnis sieht zwangsläufig eine schwere Sünde darin, religiöse Inhalte entgegen dem Wortlaut der Schrift vorsätzlich nach eigenem Belieben zu verändern (vgl. 22f.). Dies wäre für ihn ein Übergriff in die Souveränität Gottes, der ihn neben die falschen Propheten stellen würde.⁷² Eine solche Veränderung liegt für ihn auch vor, wenn dem biblischen Text ein Interpretationsraster aus außerbiblischen Annahmen vorgeschaltet wird, das dazu nötigt, biblische Texte entgegen „der einfachen reinen natürlichen Bezeichnung der Worte“ zu verstehen, „wie es die Grammatik und der Sprachgebrauch hält, den Gott unter den Menschen geschaffen hat“ (Luther).⁷³ Ergebnisse historisch-kritischer Bibelauslegung mit ihren oft sehr zeitabhängigen Denkvorsetzungen, wie sie von einer modernen

⁶⁷ Die Linie zieht sich evangelischerseits von Luther über das konfessionelle Luthertum, den Pietismus / Neupietismus bis hin zur evangelischen Allianz und ihnen nahestehenden Gruppen und zu charismatischen Gemeindeformen sowie über das konfessionelle Luthertum zu einer größeren Bandbreite von Formen gelebter Spiritualität, die sich selbst sicher nicht als „evangelikal“ definieren würden. Auf katholischer Seite zieht sich dieselbe Linie übrigens von Franz von Assisi über Ignatius von Loyola bis in die Spiritualitätsbewegung und die katholisch-charismatische Bewegung; sie ist dort insgesamt im Kirchenbegriff strukturell etwas stärker verankert als in der evangelischen Kirche. Zu Luther in diesem Zusammenhang vgl. Hempelmann, a.a.O.S. 22f.

⁶⁸ So lautet z.B. der erste Satz des millionenfach verkauften 40-Tage-Kurses „Leben mit Vision“ von Rick Warren: „Es geht nicht um dich“.

⁶⁹ Vgl. anhand von Martin Luther dazu ausführlich G. Hohage: Predigen im Spannungsfeld von Amt und Person, Neukirchen 2005, S. 77-114.

⁷⁰ Martin Luther: *Assertio omnio articulorum*, WA 7, S. 95-101.

⁷¹ Martin Luther zu „*oratio, meditatio, tentatio*“ WA 50, S.658-660

⁷² Vgl. hierzu Bibelstellen wie zB Jer 23,16-40; Hes. 13,1-10 und ff., Mt 7,15 im Kontext der Verse 12-23;

⁷³ Martin Luther: Dass der freie Wille nichts sei. Deutsche Übersetzung von H. H. Borchardt und G. Merz, zit. in: Joachim Cochlovius / Peter Zimmerling: Evangelische, Wuppertal 1987, S. 22

Basismentalität aus als Lösung für die Wahrheitsproblematik betrachtet werden (99ff., 109f.), werden hier gegenüber dem biblischen Wortlaut darum als nachgeordnet betrachtet - auch deshalb, weil sie eine Abhängigkeit von entsprechendem „Expertenwissen“ erzeugen und so als Schwächung des „Allgemeinen Priestertums aller Glaubenden“ empfunden werden. Antworten auf Fragen der Zeit können für Menschen mit christozentrischer Glaubensauffassung nicht durch „Weginterpretieren“ anstößiger Bibelstellen, sondern nur im gemeinsamen Hören unter der Leitung des Heiligen Geistes erfolgen – von innen heraus.

Eine biblisch und missionarisch orientierte Glaubensauffassung vereinigt diverse postmoderne und moderne Bestandteile auf einer „prämodernen“ Erkenntnisgrundlage.

2.) Skepsis bringt eine biblische und missionarische Glaubensauffassung naturgemäß denjenigen Glaubensauffassungen entgegen, die von einer modernen oder postmodernen Basismentalität ausgehen. Konfliktlinien entstehen insbesondere dort, wo der Glaube an Gott letztlich als Hervorbringung des Menschen verstanden wird (vgl. 52f.; 90; 106: „Was Gott ist, bestimme ich“).⁷⁴ Im Poststrukturalismus z.B. ist das so. Gott ist (zeitbedingter) Glaubensgegenstand, aber der Mensch *macht* letztlich den Glauben. Glaubensinhalte werden von dieser Voraussetzung aus aufgefasst als eine spezielle Form sozialer Konstruktion von Wirklichkeit (Peter L. Berger). Es ist ein säkulares Verständnis des Glaubens, das sich einfügt in die „anthropozentrische Wende“ der Wissenschaft: Der im philosophischen Sinne *postmoderne* „Gott“ existiert im Grunde nirgendwo anders als in Menschen. Die Kirche dann lediglich eine spezielle Form der Gesellschaft (nämlich eine mit religiösem Inhalt) und mit dieser durch entsprechende Rollenerwartungen verbunden. Problematisch erscheint dies Menschen mit „christozentrischer“ Glaubensauffassung dort, wo der Glaube auf demselben Wege für veränderbar gehalten wird wie auch die sonstige Kultur Gegenstand sozialer und machtbezogener Wandlungsprozesse ist. Teile der modernen Basismentalität, insbesondere das „potmaterielle“, früher sozialökologische Milieu tendiert dazu, die ihr eigenen Auffassungen im Diskursverfahren zur Vorgabe für alle machen zu wollen. So, wie Gesellschaften ihre Wertevorstellungen im Diskursverfahren ändern, wird das analog auch für die Kirche erwartet (146f.). Da „Gott“ letztlich Produkt menschlicher Vorstellungen ist, geht man hier davon aus, dass auch Änderungen in der Gottesvorstellung oder von ethischen Fragen auf sozialem Wege erreicht werden kann – wenn genügend gesellschaftlicher Druck aufgebaut wird. Es sind Menschen, die „Gottes“ Regeln verwalten und ändern. Menschen mit prämoderner Basismentalität werden sich darauf keinesfalls einlassen können: Eine solche Forderung läuft für die Betroffenen letztlich auf einen Abfall vom Glauben, auf eine Art Religionswechsel hinaus. Sie bildet einen frontalen Angriff auf eine der größten Errungenschaften Europas - die Religionsfreiheit. Auf der anderen Seite wird in Kreisen mit „prämoderner“ Basismentalität öfters die Hoffnung vertreten, die Kirche könne insgesamt durch Kritik und Ermahnung zu einer Rückkehr zu Schrift und Bekenntnis als Vermittlung des externen Gottesbezuges und damit zur Kraftquelle des Glaubens zurückgeführt werden. Hier macht es Mühe, nachzuvollziehen, dass die Evidenz dieses Anliegen jemandem als vollkommen unverständlich erscheinen muss, der darin nicht etwas Göttliches, sondern eine Form menschlicher Wirklichkeitskonstruktion erblickt.

Ein weiterer Punkt der Skepsis seitens Menschen mit christozentrischer Glaubensauffassung tritt auf, wenn vorhandene, in philosophisch-realistischem Sinne „evidente“ Gegebenheiten der Natur geaugnet werden. An sich kommt der Natur für sie kein Offenbarungscharakter zu; als vom Wort Gottes „gedeutete“ Natur im Sinne einer beantworteten Frage (Adolf Schlatter) gibt jedoch auch sie über Sein und Wesen des Menschen Auskunft. Wenn Theorien jedoch natürlichen Phänomenen, wie sie jeder Mensch beobachten kann, widersprechen und darin quasireligiöse Geltung beanspruchen, werden sich Menschen mit „prämoderner“, teils durchaus auch solche mit „moderner“ Basismentalität kaum davon überzeugen lassen.

⁷⁴ Die postmoderne Basismentalität speist sich hierbei aus der „anthropozentrischen Wende“ der Wissenschaft und nimmt insbesondere Ansätze von Feuerbach (107) auf.

3.) Man kann die Basismentalitäten von seiner jeweiligen eigenen aus kritisieren und für sich selbst die eigene Lösung bevorzugen. Man kann aber nicht Menschen bzw. Gemeinden das Recht absprechen, dies jeweils so für sich zu glauben. Es kommt hier zunächst einmal darauf an, die Diversität als solche wahrzunehmen, die jeweiligen Stärken und Schwächen zu beobachten (131ff.) und auf diese Weise zu einem Verständnis beizutragen. Zum Beispiel haben Menschen mit biblischer und missionarischer Glaubensauffassung mitunter Schwächen in der Beobachtung der Lebenswirklichkeit sowie im Eingehen eines Dialoges. Ihre Stärke liegt in der existentiellen Transzendenzerfahrung einer Begegnung mit dem biblischen Gott als persönlichem Gegenüber. Ein weitergehender Vergleich mit einer ausführlicheren Würdigung anderer Glaubensauffassungen und Basismentalitäten würde den Rahmen sprengen.

2.7. Position 1: Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechterfairness

Basismentalitäten in ihrer Unterschiedlichkeit bieten jeweils besondere Wege und Möglichkeiten, auf Fragestellungen der Gegenwart ihre spezifischen Antworten zu suchen und zu geben. Wenn Hempelmans These stimmt, dass sie nur Ansätze mit begrenzter Reichweite hervorbringen können (164), dann bedeutet dies, dass in der Kirche eine solche Pluralität spezifischer Antworten gebraucht wird. Zwei Positionen zum Themenkomplex „Gender Mainstreaming“ sollen im Folgenden versucht und in die Waagschale der innerkirchlichen Debatte geworfen werden, hier zunächst zur „Geschlechtergerechtigkeit“.

a) *Biblisch-theologische Streiflichter*

Von einer „prämodernen“ Basismentalität aus spielen – neben der Einholung der natürlichen Gegebenheiten – die biblischen Texte eine entscheidende Rolle für die Aufnahme und Transformation von Anliegen aus dem „Gender Mainstreaming“. Jesus schließt sich in seinen Worten über die Ehe Mk 10,2-12 par Mt 19,3-9 an beide Schöpfungsberichte an.⁷⁵ Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz legt meisterhaft dar, wie 1 Mos 1,26-27 der Mensch gerade in der Zweiheit, im Ineinander von Verwandtschaft und Polarität Gottes Ebenbild ist, wie beide Geschlechter in ihrem Zueinander mit der „Grundausstattung ausgezeichnet [sind], Abbild des Höchsten zu sein“: „Menschen sind theomorph, Gott fraulich oder männlich nachgestaltet“.⁷⁶ Im Unterschied zur umgebenden (v.a. griechischen) Welt wird die Zweiheit in Israel nicht als Unglück, sondern als Glück aufgefasst: Die Zwei in ihrer relationalen Bezogenheit spiegeln sowohl die göttliche Liebe als auch die Liebe Gottes zu den Menschen wieder.⁷⁷ Flankieren lässt sich dies mit einem Blick auf den paradiesischen Urzustand 1. Mos 2, wenn man der Versuchung widersteht, in diese Stelle das Wertegefälle griechischer und scholastischer Provenienz hineinzutragen⁷⁸. Gott setzt den aus Erdigkeit und Geistigkeit gebildeten Menschen in das bereitete Paradies, aber im Unterschied zum ersten Schöpfungsbericht ist das Ergebnis ausdrücklich „nicht gut“ (hebr. *lo-tov*, V. 18): Er ist allein, und in diesem Unglückszustand vermag er seinen Schöpfungsauftrag nicht zu erfüllen. Die Benennung und Bezeichnung der Tiere (die Namensgebung war in der Antike ein Herrschaftsakt) und damit die gedankliche Inbesitznahme der Schöpfung fördert nur die Unterschiedlichkeit des Menschen zu dieser zu Tage; alleine ist er immer noch. Er braucht nicht ein Etwas, sondern Jemanden, wie er selbst und doch als „Gegenüber“⁷⁹ (das mit dem hebräischen Wort verwandte ägyptische *usara* bedeutet außer „Helfer“ auch „Spielpartner“). Im tiefen Schlaf bildet Gott die Frau aus der Rippe – sie

⁷⁵ Hierzu ausführlich Gerrit Hohage: Ehe. Familie, Gender Teil 1: Die Diskussion um das christliche Eheverständnis, http://www.netzwerk-baden.de/fileadmin/Webdocuments/Ehe_und_Familie_Menschen-bild_Gender-Diskussion/01_Ehe_Familie_Gender_-_Teil_1.pdf

⁷⁶ Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: Frau – Männin – Mensch, Kevalaer 2009, S. 18; 69f.; 197ff

⁷⁷ ebd. 198f.

⁷⁸ Vgl. oben Kapitel 2.5.c)

⁷⁹ Das u.a. in der Militärsprache beheimatete hebräische Wort „*k^cnägädo*“ bezeichnet zwei, die auf gleicher Höhe (z.B. Armeen auf Hügeln) einander zugewandt sind.

ist im Unterschied zur Natur, deren Dinglichkeit sich eben erst erwiesen hat, „Jemand“ wie er, zutiefst verwandt. Liebende empfinden sich mitunter, als sei der andere ein Teil von einem selbst (insbesondere beim Tod des Partners taucht diese Formulierung gehäuft in Trauergesprächen auf). Die Nähe der Rippe zum Zwerchfell als Ort der Gefühle von Liebessehnsucht zeigt, was Gott im Sinn hat, dem Menschen seine Frau zuführt als Partnerin und Gespielin fürs Leben. Der Mensch, am Ziel seiner Sehnsucht („endlich!“), entdeckt dreierlei. Das erste ist die tiefe Verwandtschaft: „Sie“ ist „Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein“. Das andere ist die Gleichwertigkeit. Die Namensgebung wird zum Problem, denn den Herrschaftsakt in Analogie zur Tierwelt kann er nicht ausüben. Der Mensch („isch“ auf hebräisch und auch in der Kurpfalz als Wort der Selbstbezeichnung durchaus bekannt) reagiert darauf, indem er seiner Frau seinen eigenen Namen gibt: „Isch-ah“ (zu kurpfälzisch also: „Isch un’ moi Ische“⁸⁰). In der Endung steckt das Dritte: Die Entdeckung der Unterschiedlichkeit, der Polarität als Geschlecht, verbunden mit merkwürdigen Möglichkeiten und Gaben als Geschenk und Ergänzung, allem voran die Potenz zum Zeugen und zum Gebären⁸¹. Gerade im Spiel der Geschlechter in Verwandtsein und Anderssein, in liebender, dialogischer Ergänzung, im vollkommenen Vertrauen und der ungebrochenen Gemeinschaft mit dem Schöpfer ist das Paradies im heilen Urzustand. Der Fall, geboren aus Misstrauen, der Grenzüberschreitung von Schöpfer und Geschöpf und dem daraus erwachsenden Handeln, durch das das Böse erst entsteht und auch erkannt werden kann, beendet diesen Urzustand und erschüttert das von Vertrauen geprägte Verhältnis der Menschen zu Gott und zueinander. Die unmittelbar erste Tat des Menschen danach ist, dass er die Namensgebung seiner Frau nachholt und damit den vorher aus guten Gründen verweigerten Herrschaftsakt vollzieht: Das Gefälle zwischen Mann und Frau gehört zum Fall, nicht zur Schöpfung.

Wenn darum der Apostel Paulus auf Grund des Erlösungshandelns durch Christus als Gegenpol zu Adam (Röm 5) den in seiner Zeit analogielosen Satz sagt: „Hier ist nicht mehr Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,28)⁸², dann eröffnet das den Raum, das Gegenüber der Geschlechter in Verwandtschaft und Verschiedenheit neu zu entwickeln, und zwar im Gegensatz zur lange Zeit üblichen defizitären Betrachtungsweise *gaben-, stärken- und ressourcenorientiert*. Die Leiblichkeit als dem Menschen Gegebenes, differenziert in die Potenz zum Zeugen und zum Gebären mit den jeweils damit verbundenen Fähigkeiten, ist damit jenseits einer defizitorientierten Betrachtungsweise als Gabe und Aufgabe des Selbstverhältnisses und des Verhältnisses zueinander erkannt. Frau- und Mannsein braucht man nicht gegen seinen Körper zu entwickeln, sondern mit ihm und anhand seiner; in Aufnahme und gemeinsamer Transzendierung hin auf die Gottebenbildlichkeit entsteht Kultur. Die oben bereits eingeführte Unterscheidung von Standardbereich und Varianzbereich ist eine weitere Hilfe, unterscheidende und verbindene Eigenschaften von Frauen und Männern im Sinne einer ressourcenorientierten Betrachtungsweise wahrzunehmen. Dies schließt an ein „Denken in harmonischen Gegensätzen“ an, wie es der Geigenbauer Martin Schleske in seinem Buch „Der Klang“ dargelegt hat. Ähnlich hinterfragte Papst Franziskus kürzlich, „ob diese [Gender-]Theorie, die darauf abziele, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu nivellieren,

⁸⁰ Dass das Paradies in der Kurpfalz liegt, ist damit seit Xavier Naidoos Album „Zion“ ein weiteres Mal bewiesen... Spaß beiseite: *Ischah*>„Ische“ ist über das Jiddische in die Kurpfälzer Mundart eingewandert; *ich*>*isch* ist allgemein-rheinischer Dialekt.

⁸¹ Vgl. dazu Gerl-Falkovitz, a.a.O. S.

⁸² Vgl. dazu Gerl-Falkovitz, a.a.O. S. 75f. – Eine dekonstruktivistische Textlektüre, die sich um die Genese von „Mittelbegriffen“ zwischen den als historisch konstruiert verstandenen Gegensätzen bemüht, wird in dem griechischen „hen“ („einer“) den Mittelbegriff zwischen Mann und Frau im Sinne des „neutralen Geschlechtsleibes“ wiederzufinden suchen. Diese Eintragung bedeutet jedoch eine unzulässige Überfremdung des biblischen Textes mit poststrukturalistischen Philosophemen (Isolde Karle). Vgl. dazu Gerl-Falkovitz, a.a.O. S. 163-184.

aus einer Frustration stamme⁸³, und wies darauf hin, dass der Mensch gerade in seiner geschlechtlichen Komplementarität Gottes Ebenbild ist.

Der Weg zum Gegenüber in der durch Christus eröffneten neuen Personalität von Frauen und Männern⁸⁴ ist aber erst frei, wenn der Kampf um die Herrschaft von einer neuen Grundhaltung des gegenseitigen Dienens abgelöst wird, wie sie Jesus selbst Joh 13,1-20 vorgelebt und expliziert hat. Im Blick auf die Geschlechter formuliert Eph 5,21 daraufhin: „Ordnet euch einander unter in der Ehrfurcht vor Christus“ (ähnlich 1 Kor 7,3-5 mit Blick auf die Geschlechtsgemeinschaft). Nicht im „Herrschen-wollen“ oder im „Nicht-(mehr)-herrschen-sollen“, nicht in Neid und Konkurrenz, sondern im im wahrsten Sinne des Wortes selbstbewussten Dienen finden die Geschlechter zur gemeinsamen Gottebenbildlichkeit zurück. Das gilt für die gelebte Partnerschaftlichkeit genauso wie für Kirche und Politik.

In diesem Sinne tut neuer Dialog unter den Geschlechtern gut. Über den „kleinen Unterschied“ muss neu geredet werden – und zwar ohne ideologische Scheuklappen und Tabuisierungsversuche. Wenn die Geschlechter ihre Unterschiede verstehen, können sie auf sie auch angemessen eingehen. Das hilft der Geschlechtergerechtigkeit weiter als ein „Egalitätsfeminismus“ mit oder ohne Gender-Gewand. „Schöpferisches, erlaubtes, leibhaftes Anderssein auf dem Boden gemeinsamer göttlicher Grundausstattung – mit dem Antlitz von Frau oder Mann: Das ist der Vorschlag des Christentums an alle Einebnungen, Dekonstruktionen, Neutralisierungen“ (Gerl-Falkovitz⁸⁵)

b) „Geschlechterfairness“ – eine Alternative zur „quantitativen Gleichstellung“

Ich möchte es daher ganz in diesem Sinne wagen, dem Begriff der „Geschlechtergerechtigkeit“ den Begriff der „Geschlechterfairness“ zur Seite zu stellen. „Geschlechtergerechtigkeit“ ist ein Anspruch, eine Forderung, die gegenüber dem jeweils anderen Geschlecht durchgesetzt werden soll. „Geschlechterfairness“ ist eine Selbstverpflichtung, eine Hingabe auf Gegenseitigkeit in Anerkennung der Andersheit des Anderen. „Geschlechtergerechtigkeit“ sehen manche erst durch eine „quantitative Gleichstellung“ erfüllt, in der beide Geschlechter, bezogen auf ihre Aufgaben in Familie, Gesellschaft und Beruf, dasselbe tun. „Geschlechterfairness“ sieht die Erfüllung von „Geschlechtergerechtigkeit“, wenn beide Geschlechter das tun können, was sie wollen und dies paritätisch honoriert wird.

Geschlechterfairness nimmt die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Sinne der jeweiligen Gaben, Stärken und Fähigkeiten wahr und bringt sie bewusst in Anrechnung, ohne dabei ein Wertegefälle herzustellen. Sie geht davon aus, dass die Geschlechter nicht unbedingt dasselbe wollen noch brauchen. Sie ist bemüht, die unterschiedlichen Gaben und Möglichkeiten so in Anrechnung zu bringen, dass das Package-Deal zwischen den beiden Geschlechtern „stimmt“. Sie verzichtet auf die Hilfsthese weitestmöglicher Gleichheit, um Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen, und bemüht sich stattdessen, die Unterschiede möglichst präzise zu erfassen, um eine Standpunkttransposition zu ermöglichen. Im wechselseitigen Verständnis der Geschlechter bemüht sie sich, Gerechtigkeit so zu inszenieren, dass jedes zu seiner Zufriedenheit leben, materiell und ideell wertgeschätzt wird und so geschlechtsspezifische Zufriedenheit erreicht werden kann.

Geschlechterfairness nimmt die unterschiedlichen Gaben und Fähigkeiten und damit auch Aufgaben bei der Familienbildung und der Kindererziehung ohne ideologische Konstrukte wahr und sucht Wege, diesen Bedürfnissen im Geben und Nehmen soweit gerecht zu werden, dass stabile und glückliche Familienverhältnisse gefördert werden. Sie nimmt die aus der ge-

⁸³ http://www.katholisch.de/de/katholisch/themen/kirche_2/150415_papst_kritik_gendertheorie.php

⁸⁴ Gerl-Falkovitz, a.a.O. S. 73

⁸⁵ Gerl-Falkovitz: A.a.O. S. 189

nerativen Gabenverteilung erwachsenden Aufgaben als paritätische Werte wahr und honoriert sie auf der politischen, fiskalischen und wirtschaftlichen Ebene.

Geschlechterfairness schafft politisch Schutzräume vor der Ausnutzung von Frauen und Männern durch wirtschaftliche Effizienzansprüche, die dem Menschsein als Frau und Mann widersprechen, ihn analog zur Maschine behandeln und so die Gottebenbildlichkeit verdunkeln. Sie nimmt das natürliche Bedürfnis von Müttern, in den ersten Lebensjahren bei ihren Kindern sein zu können, als Manifestation des archaischen „kollektiven Unbewussten“ wahr und ernst. Sie schützt Mütter vor einer Abwertung mütterlicher Gefühle, Väter von einer Abwertung väterlicher Handlungsweisen und sucht Mittel und Wege, diese in unserer heutigen Gesellschaft partnerschaftlich so zu leben und umzusetzen, dass Kinder, Mütter und Väter emotional und materiell versorgt sind.

Geschlechterfairness verzichtet auf die Abspaltung der Sexualität aus der sozialen Bindung des Gegenübers, aus Liebe, Gerechtigkeit und Treue, der das andere Geschlecht zum Zweck ego-geleiteten Lust-Genusses gebraucht⁸⁶, auch im Sinne einer deformierten Markt-, Leistungs- oder Sportförmigkeit (Jochen Cornelius-Bundschuh)⁸⁷ Im von Gott geschenkten Rahmen ehelicher Bindung, in Liebe, Vertrauen und Treue gelebt, lebt sie die körperliche Hingabe im aufmerksamen Wahrnehmen der Bedürfnisse des Anderen, im gegenseitigen Dialog.

Geschlechterfairness ersetzt nicht, sondern ergänzt die Bemühungen um Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern, jedoch entschieden mit und nicht gegen die Gaben des leiblichen Seins, im partnerschaftlichen Menschsein „in Christus“.

2.8. Position 2: Menschen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung

a) Gleichgeschlechtliche Orientierung zwischen Toleranz und Akzeptanz

Gleichgeschlechtliche Orientierung wurde über Jahrhunderte in Europa und anderen Teilen der Welt nicht toleriert. Menschen, die das betraf, sahen sich, wenn sie ihre Neigung öffentlich auslebten, Repressionen und z.T. Verfolgungen ausgesetzt. Durch eine beeindruckende politische Lobbyarbeit seitens der LSBTTIQ-Interessensverbände hat sich die Situation in den westlichen Gesellschaften im letzten Jahrhundert durchgreifend verändert. Heute kann eine gleichgeschlechtliche Orientierung offen gelebt werden, ohne dabei Repressionen zu befürchten. Es gibt „zumindest Teile der Realität, in denen Homosexualität für alle Beteiligten längst alltäglich geworden ist“, befindet Markus Günther in der FAS.⁸⁸

Zu allen Lebensentwürfen, die öffentlich gelebt werden (seien sie religiöser, familiärer oder weltanschaulich-politischer Natur), bilden Menschen in einer Demokratie unterschiedliche Meinungen und Stellungnahmen zwischen Bejahung und Distanznahme aus. Das ist in einer pluralistischen Welt, in der verschiedene weltanschauliche Konzepte nebeneinander existieren, im Rahmen gesellschaftlicher Toleranz ein völlig normaler Vorgang und das ist bei gleichgeschlechtlichen Lebensentwürfen nicht anders – nur dass dies hier als besonderes Problem empfunden wird. So gibt es z.B. in Baden-Württemberg rund um die Reform des Bildungsplans eine heftige gesellschaftliche Debatte um „Toleranz“ und „Akzeptanz“ gleichgeschlechtlicher Beziehungen, die von Ministerpräsident Kretschmann bereits als „Kulturkampf“ titulierte wurde. Während den einen „Toleranz“ nicht genug ist und sie die „Akzeptanz“

⁸⁶ Vgl. Gerl-Falkovitz, a.a.O. S. 185

⁸⁷ Jochen Cornelius-Bundschuh: Sexuelle Vielfalt als Herausforderung in Kirche und Gesellschaft. http://www.ekiba.de/html/aktuell/aktuell_u.html?t=3e7e528ecb9a5cb339ca7e2e6bac1c76&tto=d050170b&&cat_aktuell=&m=13523&artikel=7697&stichwort_aktuell=&default=true, Punkt 1.3.

⁸⁸ Markus Günther: Homo, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 14, 05.04.2015, S. 9

tanz“, also die inhaltliche Bejahung gleichgeschlechtlicher Lebensformen zum Pflichtprogramm in Bildung und Gesellschaft erheben wollen, fürchten die anderen um die Freiheit zu einer eigenen Meinungsbildung, wobei darin bereits Konsens besteht, dass eine in früheren Jahrhunderten übliche gesellschaftliche Ausgrenzung von Menschen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung abzulehnen ist und jeder in diesem Land das Recht hat, seinen Lebensentwurf unbehelligt zu leben. „Wie normal ist es, homosexuell zu sein? Und wie normal, es unnormal zu finden?“, fragt Markus Günther (FAS)⁸⁹ und plädiert für eine größere Gelassenheit.

Die innerkirchliche Debatte vollzieht sich im Rahmen und teilweise auch in Abhängigkeit vom gesellschaftspolitischen Kontext in seiner Polarisierung, die sich in anderen Teilen Europas und den USA noch deutlich schärfer darstellt. Die einen betonen, „Homosexualität sei weder Sünde noch Krankheit, sondern Teil der Schöpfung“ (so der Hessen-Nassauische Landesbischof Jung)⁹⁰ und betrachten homosexuelle Partnerschaften als der Ehe gleichwertig. Die anderen halten grundsätzlich an der biblischen Tradition als „Regel und Richtschnur“ für die ethische Urteilsbildung fest und weigern sich, gleichgeschlechtlichen Lebensformen hier eine Sonderrolle zuzugestehen, die für sie theologisch nicht begründbar wäre.

Beide Seiten bringen biblische Argumente vor. Die einen führen z.B. einen (meist nicht näher spezifizierten) „Geist des Evangeliums“ ins Feld, der vor allem vom Liebesgebot ausgeht;⁹¹ von ihm aus wird entweder Sachkritik an den v.a. paulinischen Stellen zum Thema geübt oder diese werden so interpretiert, als habe Paulus partnerschaftliche Homosexualität in heurigem Sinn nicht vor Augen gehabt. Die anderen halten den Wortlaut v.a. in Römer- und Korintherbrief für ausschlaggebend und verweisen darauf, dass eine positive Stellungnahme zu Homosexualität in der Bibel völlig fehlt. Während die einen den Glauben über die Frage nach Sünde oder Nicht-Sünde hinaus auf das Gleichheitsideal von Gal 3,28 (oder vielleicht doch eher das der Französischen Revolution?) weiterentwickeln wollen, sehen die anderen darin eine Fehlinterpretation dieser Stelle mit Gefahr einer Loslösung der Kirche von ihrer biblischen Grundlage⁹².

b) Gefährdungen und Aporien

Der gesellschaftspolitische Kulturkampf wird mit großer Schärfe und – ganz ungeschützt gesagt – weitgehend unchristlichen Methoden geführt. Diese schwappen in großem Stil auf die in der Kirche geführte Diskussion zwischen Menschen, die sich selbst als Christen verstehen, über. So wird von manchen Befürwortern einer Liberalisierung die insbesondere von der politischen Linken hingebungsvoll gepflegte Denunziations- und Ausgrenzungsmethodik übernommen, als ob das 8. Gebot „Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ für Menschen, die hier anderer Meinung sind, keinerlei Geltung hätte.⁹³

⁸⁹ ebd.

⁹⁰ <http://www.ekhn.de/aktuell/detailmagazin/news/homosexualitaet-ist-weder-krankheit-noch-suende.html>

⁹¹ So zB Isolde Karle: Liebe in der Moderne, S. 137

⁹² Vgl. zu Gal 3,28 Gerrit Hohage: „Sexuelle Vielfalt“ und Schriftauslegung: <http://goo.gl/PLjCjI> auf www.netzwerk-baden.de im Download-Bereich

⁹³ Dieser Versuchung erliegt auch der eigentlich auf einen Dialog bedachte Artikel „Angst vor der Vielfalt“ von Claudia Janssen vom Gender-Studienzentrum der EKD (Zeitzeichen 4/2015 S. 41f.), wenn die gender-kritischen Publikationen von Birgit Kelle und Gabriele Kuby nicht inhaltlich kritisiert, sondern ihre Autorinnen mittels einer Assoziativreihe kurzerhand in die rechte Ecke gestellt werden. Das undifferenzierte, auch gesellschaftspolitisch unverantwortliche Zündeln mit dem „Rechts“-Begriff ist kirchlich auf Grund des 8. Gebotes klar abzulehnen. – Janssen moniert des weiteren, viele Kritiker hätten vielfach an einer Kommunikation kein Interesse. Das trifft sicher nicht den Nagel auf den Kopf. Der Diskurs ist nicht herrschaftsfrei, er wird unter ökonomisch vollkommen ungleichen Bedingungen geführt (vgl. Fußn. 11). Dementsprechend gibt es viel zu wenig Modelle und Vorlagen für suffiziente Gegenargumentationen, an die sich diejenigen anschließen können, die gegenüber Theoremen und Forderungen der „Gender Studies“ ein Abgrenzungsbedürfnis haben, aber nicht selbständig Argumente formulieren können. Die Verbalisierung der Aggressionen sind die Art und Weise der Abgrenzung, die in einem solchen Fall übrig bleibt. Die Versachlichung der Debatte hat eine Beseitigung des ökonomischen und

Andererseits führt gerade der engagierte Einsatz für die biblische Lehre bei konservativen Christinnen und Christen zur Kollision ihres Sozialverhaltens mit zahlreichen anderen Bibelstellen wie Kol 3,12-15, Gal 5,22-26, 1 Thess 5,12-23 u.v.a. Hier gilt es, die inhaltliche Diskussion in beständiger Selbstprüfung und in eigenem Ringen um gelebte Bibeltreue zu gestalten. In dieser Hinsicht wurde z.B. berechtigterweise darauf hingewiesen, dass für manche konservative Christen v.a. in Amerika die Ablehnung von Homosexualität angesichts eigener sexualethischer Schwierigkeiten (Pornographie, „sukzessive Polygamie“ u.a.) vielfach eine kompensatorische Funktion hat nach dem Motto „anything but gay“. Eine solche Instrumentalisierung der Thematik ist im Einklang mit Landesbischof Cornelius-Bundschuh⁹⁴ mit Röm 2,1 deutlich abzulehnen. Zahlreiche Christen mit konservativem bzw. biblisch-missionarischem Profil spüren inzwischen aber zutiefst, dass eine in menschlichem Sinne abwertende Haltung gegenüber homosexuellen Menschen die Botschaft von der in Christus erschienenen "Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes" unglaublich und unhörbar macht und einen geistlichen Selbstwiderspruch darstellt.

Das alles zeigt, dass die Thematik gleichgeschlechtlicher Orientierung die Kirche derzeit in eine Dilemmasituation führt und dass diese auf allen (!) Seiten die Gefahr eines Verlustes spiritueller Qualität und Glaubwürdigkeit mit sich bringt. Dieses Dilemma ist für den Moment nicht auflösbar. Es gibt keinen theologischen Entwurf, der alle Seiten zufriedenstellend zusammenführen könnte. Alle bisherigen Versuche sind gescheitert.⁹⁵ Eine Lösung ist auch nicht erzwingbar. Vorläufig müssen sich beide Seiten auf die Suche begeben und sich Fragen stellen lassen – auf diese Weise kann man sich den Sachproblemen eher annähern.

c) *Biblisch-theologische Gesichtspunkte*

Homosexualität wird in zwei alt- und drei neutestamentlichen Stellen explizit benannt: 3. Mose 18,22. 20,13; Röm 1, 26-27; 1. Kor 6,9-10 und 1. Tim 1,10. Wie der biblische Befund interpretiert wird ist in hohem Maße abhängig von den bewussten oder unbewussten Prämissen, Vorentscheidungen und Vorverständnissen gegenüber den biblischen Texten allgemein. Diese sind bekanntermaßen in unserer Kirche nichts weniger als einheitlich. An anderer Stelle⁹⁶ habe ich zwei verschiedene Profile hermeneutischer Vorentscheidungen einander gegenübergestellt. Man kann zum einen davon ausgehen,

- (1) der Sinn eines biblischen Textes ergebe sich aus seiner Historizität (wobei ‚historisch‘ die gemäß Troeltsch unter Maßgabe von Kritik, Analogie und Korrelation vom Forscher der Gegenwart hervorgebrachte (konstruierte) Re-Konstruktion des Vergangenen ist)
- (2) über die Aussage eines biblischen Textes entscheide der historisch (re-)konstruierte „Sitz im Leben“ (vgl. das Stichwort der „Lebensumstände“) eher als die „einfache reine natürliche Bezeichnung der Worte, wie es die Grammatik und der Sprachgebrauch hält, den Gott unter den Menschen geschaffen hat“ (Luther)⁹⁷
- (3) es sei ein legitimes exegetisches Verfahren, ein aus anderen Quellen als den biblischen Schriften selbst gewonnenes Interpretament oder Paradigma einem biblischen Text so vorzuschalten, dass dessen Verständnis sogar in Opposition zu seinem natürlichen Wortlaut stehen kann.

(macht)-politischen Ungleichgewichtes zwischen ihren Protagonisten zur Voraussetzung – genau auf diese Weise wird man auch eine weitere Radikalisierung verhindern und die von Janssen richtig beobachteten Umwerbungsversuche durch die extreme Rechte abwehren können.

⁹⁴ Vgl. sein völlig berechtigter Hinweis in: Jochen Cornelius-Bundschuh: Sexuelle Vielfalt als Herausforderung in Kirche und Gesellschaft, a.a.O. Punkt 1.3.4.

⁹⁵ Vgl. jüngst die Kontroverse zwischen Siegfried Zimmer und Johannes Hartl: <http://www.kath.net/news/50257>

⁹⁶ Vgl. Fußnote 92

⁹⁷ Martin Luther: Dass der freie Wille nichts sei. Deutsche Übersetzung von H. H. Borchardt und G. Merz, zit. in: Joachim Cochlovius / Peter Zimmerling: Evangelische, Wuppertal 1987, S. 22

Diese hermeneutischen Vorentscheidungen werden jedoch von Menschen mit biblischer und missionarischer Glaubensauffassung nur sehr bedingt geteilt. Ihre Glaubenserfahrung birgt andere Ressourcen, auf Grund derer sie davon ausgehen,

(a) dass der Sinn eines biblischen Textes in der Anrede Gottes durch Weisung und Zuspruch besteht (Luther: Gesetz und Evangelium), wohingegen menschliche (Re-)Konstruktionen gegenüber dem biblischen Text in seiner redaktionellen Endgestalt immer etwas Nachgeordnetes und Vorläufiges haben

(b) dass es triftige innerbiblische Gründe im biblischen Gesamttext selbst haben muss, wenn dessen Aussagen gegen den natürlichen, d.h. philologisch stichhaltigen Wortlaut verstanden werden sollen (so wie Luther das gegen den „tropologischen Schriftsinn“ in seiner Schrift „Vom unfreien Willen“ in Anrechnung bringt, vgl. vorhergehende Fußnote)

(c) dass innerbiblische Erklärungen gegenüber außerbiblischen Erklärungsmodellen im Sinne von Luthers Diktum „scriptura sacra sui ipsius interpres“⁹⁸ zu bevorzugen sind, und dass das hermeneutische Prinzip „kanonisch ist, was Christum treibet“ durch kein anderes hermeneutisches Prinzip außer Kraft gesetzt werden kann, umso mehr, wenn dieses außerchristlichen Ursprungs ist.⁹⁹

Es ist dieselbe Bindung an den biblischen Wortlaut, der in anderen Zusammenhängen große spirituelle Kräfte freisetzt, die hier Skepsis erzeugt gegenüber allen bisherigen Versuchen, die eingangs genannten Bibelstellen mittels vorgeschalteter Interpretamente aus historischen und zeitgenössischen (Re-)Konstruktionen so zu verstehen, als sei hier nicht praktizierte gleichgeschlechtliche Sexualität in heutigem Sinne im Blick.¹⁰⁰ Das Argument, Paulus habe keine partnerschaftliche Homosexualität unter Gleichberechtigten gekannt, sondern beziehe sich lediglich auf die sexuelle Vormachtstellung rechtsfähiger Männer,¹⁰¹ steht angesichts der historischen Beleglage auf äußerst wackligen Füßen und dürfte nicht zu halten sein.¹⁰² Für viele Menschen mit biblischer und missionarischer Glaubensauffassung führt kein Weg daran vorbei, anzuerkennen, dass homosexuelle Handlungen (wohlgemerkt erst diese; vom Empfinden ist nirgends die Rede) in der Bibel in Zusammenhang von „Sünde“ erwähnt werden. Paulus als Kompensation in einen Gegensatz zu Jesus zu bringen kann nicht überzeugen, denn er expliziert hier nur eine Folge aus den sechs Konstitutiva des Eheverständnisses, wie sie sich

⁹⁸ WA 7, S. 97

⁹⁹ Vgl. Michael Diener: Hermeneutik und Homosexualität als bleibende Herausforderungen für die Gemeinschaftsbewegung. Grundsätzliche und seelsorgerliche Überlegungen. Präsesbericht 2014. http://www.gnadauer.de/cms/fileadmin/bilder/themen_texte/pr%C3%A4sesberichte/Pr%C3%A4sesbericht_2014.pdf S. 6f.

¹⁰⁰ Vgl. exemplarisch Gerrit Hohage: „Sexuelle Vielfalt“ und Schriftauslegung, vgl. vorhergehende Fußnote

¹⁰¹ Dieses häufig anzutreffende Verständnis findet sich auch bei Jochen Cornelius-Bundschuh: Sexuelle Vielfalt als Herausforderung in Kirche und Gesellschaft, a.a.O.

¹⁰² Vgl. zu dieser Diskussion Gerrit Hohage: Homosexualität unter gleichberechtigten Menschen in der Antike: http://www.netzwerk-baden.de/fileadmin/Webdocuments/Ehe_und_Familie_Menschen-bild_Gender-Diskussion/06_Homosexualität_unter_gleichberechtigten_Menschen_in_der_Antike.pdf (online ab Juni 2015). Zu beachten ist hier die Divergenz zweier Argumentationslinien, die erkennbar beide das Interesse verfolgen, Homosexualität zu legitimieren. Die „Gay“ und „Queer Studies“ bemühen sich um den Nachweis, dass es Homosexualität unter Gleichberechtigten bereits früh in der Kulturgeschichte gab (Altersargument) und bringen dafür immer mehr Beispiele aus der griechisch-römischen Welt zum Vorschein. Die anderen (hauptsächlich *Theologen*) bemühen sich um den Nachweis, dass es diese gerade *noch nicht* gab, um sie so als ein den biblischen Texten noch unbekanntes Phänomen *sui generis* herausstellen zu können. Dieser Widerspruch zwischen den Legitimationsbegründungen muss, wenn die Wissenschaftlichkeit nicht völlig verabschiedet werden soll, irgendwann zur Falsifikation einer der beiden Linien führen. Die theologische hat dabei die deutlich schlechteren Karten. Ihr m.E. unvermeidlicher Kollaps hätte zur Folge, dass die Paulusstellen mit ihrem Einspruch deutlicher als je hervortreten würden. Dies muss *theologisch* verarbeitet werden!

aus den Worten Jesu Mk 10,2-12 par Mt 19,3-9 ergibt.¹⁰³ Hingegen ist in der gesamten Bibel eine positive Bewertung gleichgeschlechtlicher sexueller Handlungen nicht erkennbar¹⁰⁴ - sofern man diese nicht mittels dekonstruktivistischer Interpretationsmethodik in sie hineinliest. Ob das nun gefällt oder nicht - mit diesem Befund muss man umgehen.

Diese Erkenntnis ist für sich genommen aber noch nicht christlich! D.h. auch der Satz, homosexuelle Handlungen seien Sünde, ist isoliert so wenig christlich wie Gesetz ohne Evangelium. Er wird dies erst durch zwei weitere Sätze: Erstens, wenn dazugesagt wird, dass Homosexuelle verurteilen (Röm 2,1) genauso Sünde ist, ebenso Unzucht und Ehebruch, Neid, falsches Zeugnis gegen seinen Nächsten reden und so viele andere Dinge, dass wir am Ende alle in einem Boot sitzen. Zweitens, wenn die beiden ersteren Sätze eingebettet werden in den Gesamtzusammenhang der *Rechtfertigung* als rettendem Handeln Gottes, der den verlorenen Menschen sucht, zu dem er in Christus kommt, für den er am Kreuz stirbt und an Ostern aufersteht, den er zum Glauben ruft, von aller Sünde reinwäscht und ihn zum Erben des ewigen Lebens macht. Der Osternachtsruf von der "felix culpa" ("O glückliche Schuld, welch großen Erlöser hast du gefunden") führt *alle* Sünder in der überwältigenden Barmherzigkeit Christi zusammen und durchbricht so jede Möglichkeit, sich über einen anderen zu erheben. Wir sind als Christinnen und Christen glücklich, weil ER uns durch sein Kreuz und seine Auferstehung glücklich macht. Erst durch diese Einbettung wird dem Sinn von Luthers Satz: „Kanonisch ist, was Christum treibet“ entsprochen: Wir werden gerecht, weil ER uns gerecht macht, und nicht weil wir aus uns selbst gerecht werden – und auch nicht, weil Gott für bestimmte Gruppen auf Druck die Regeln ändert.¹⁰⁵

Für uns Menschen zwischen den Polen von Sünde und Gottes liebevolles Handeln an uns in Jesus Christus, auf das wir gänzlich angewiesen sind und das uns von ihm täglich geschenkt wird, ergibt sich hieraus zweierlei. Erstens ist kein Christenmensch auf seinem Weg in dieser „Zwischenzeit“ von Sünde frei. Dennoch werden wir auf den Weg der „Heiligung“ gestellt (z.B. 1. Thess 4,3), der manche Menschen zu Lebensveränderungen in ganz verschiedene Lebensbereiche führen kann, auch im Bereich der Sexualität. Menschen dem Weg der Heiligung berichten von der „Einheit von Sexualität und Spiritualität“; besonders im katholischen Bereich gibt es diese Erfahrung. In manchen Bereichen bleibt der Mensch auf Gottes Erbarmen ganz und gar angewiesen. Die fünfte Bitte des Vaterunsers und Röm 7 stellen alle Gläubenden auf einer *sozialen Ebene* zusammen – an die Seite des Zöllners Lk 18,9ff. Der Satz „Nehmet einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob“ ist hieraus die selbstverständliche Folge und das handhaben wir auch in vielen anderen Fällen so.¹⁰⁶ Hier wird in der Tat die Liebe Christi (vgl. Joh 8,1-8) der Maßstab unseres Umgangs miteinander. Zweitens aber sind homosexuelle Lebensformen auf der *Ebene der Lehre* (und in der Folge im Kultus, in dem sich diese ausdrückt) – genau wie andere Formen außerehelicher Sexualität – von der ehelichen Lebensgemeinschaft, wie Jesus sie vorstellt¹⁰⁷, zu unterscheiden; eine *theologische* Gleichwertigkeit anzunehmen ist auf Basis des biblischen Befundes nicht möglich.¹⁰⁸

¹⁰³ Hierzu ausführlich Gerrit Hohage: Ehe. Familie, Gender Teil 1: Die Diskussion um das christliche Eheverständnis, http://www.netzwerk-baden.de/fileadmin/Webdocuments/Ehe_und_Familie_Menschen-bild_Gender-Diskussion/01_Ehe_Familie_Gender_-_Teil_1.pdf

¹⁰⁴ Vgl. zu diesem Doppelbefund die EKD-Studie „Mit Spannungen leben“ von 1996 (Punkt 2): https://www.ekd.de/familie/spannungen_1996_2.html

¹⁰⁵ An dieser Stelle wird deutlich, dass eine solche Auffassung durchaus in Konflikt mit dem Kerngedanken der reformatorischen Rechtfertigungslehre treten kann.

¹⁰⁶ Michael Diener weist darauf hin, dass es auch für Landeskirchliche Gemeinschaften inkonsequent ist, einerseits auf Gemeindezucht weitläufig zu verzichten und sie dann aber an dieser Stelle exklusiv zu praktizieren: Präsesbericht 2014, a.a.O. S. 28f.

¹⁰⁷ vgl. Fußn. 103

¹⁰⁸ Der frühere Landesbischof Ulrich Fischer schrieb: [In der EKD-Orientierungshilfe „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit“ auf S. 66] „...werden dann auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften, in denen sich Menschen zu einem verbindlichen und verantwortlichen Miteinander verpflichten, als ‚in theologischer Sicht gleichwertig‘

Wie diese Unterscheidung genau zu bestimmen ist, darüber gibt es auch unter biblischen und missionarischen Christinnen und Christen große Unterschiede; die Bandbreite der Stellungnahmen reicht von „entspricht nicht Gottes Willen“ bis zu einem Verständnis als analoger „Notordnung“, da gleichgeschlechtlich orientierten Menschen die Ehe nicht möglich ist. Eignigkeit besteht jedoch darin, dass für sie bei Konsistenz ihres Glaubensverständnisses (vgl oben Kap. 2.6.b) die Annahme einer theologischen Gleichwertigkeit dieser Beziehungsform ausgeschlossen ist. Man kann nur mit dieser Überzeugung arbeiten, nicht gegen sie.

Aus diesen biblisch-theologischen Überlegungen ergeben sich etliche Fragen an die Diskussionspartner:

d) Fragen an die biblisch-konservative Seite

Die biblisch-konservative Seite muss sich z.B. mit der theologischen Integration menschlicher Lebenswirklichkeit auseinandersetzen. Menschen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung suchen sich diese Eigenschaft ihrer Person nicht aus, sondern sie finden sich ab einem bestimmten biographischen Punkt ihrer Lebensgeschichte, der oft als krisenhaft erlebt wird („coming out“), mit dieser Eigenschaft in der Welt vor. Sie müssen einen Weg finden, mit ihr zu leben; das betrifft auch Christinnen und Christen. Manche gehen den Weg der Enthaltsamkeit und verzichten auf eine Partnerschaft. Eine kleine Zahl findet in christlichem Kontext den Weg einer Veränderung der sexuellen Orientierung durch entsprechende Beratungsangebote, die jedoch umstritten sind.¹⁰⁹ Andere, die nicht gleichzeitig mit ihrer sexuellen Orientierung

anerkannt. Diesen Satz halte ich für falsch und habe ihm auch im Rat der EKD deutlich widersprochen. Ich würde stattdessen formulieren: ‚Auch verbindlich und verlässlich gelebte homosexuelle Partnerschaften verdienen es, in gleicher Weise wertgeschätzt zu werden.‘ Dass sie theologisch gleichwertig sind, kann man nach meiner Einschätzung des biblischen Befundes nicht sagen“: <http://www.ekiba.de/html/media/dl.html?i=17094>. Ähnlich argumentiert u.a. Ulrich Körtner, Evangelische Sozialethik. Grundlagen und Themenfelder, Göttingen³2012, S. 284.

¹⁰⁹ Reporative Therapien sind wohl eines der ideologisch vermintesten Themen der Gegenwart. Die Freiheit wissenschaftlicher Forschung ist hier derzeit nicht gegeben: Der Diskurs unterliegt heftigen sozioökonomischen Repressionen bis hin zur Vernichtung von Karrieren und beruflichen Existenzen und ist derzeit alles andere als „herrschaftsfrei“. Studien zur Widerlegung reparativer Therapien stammen häufig von Wissenschaftlern, die selbst gleichgeschlechtlich orientiert und in ihren politischen Verbänden z.T. als Aktivisten bekannt sind (<http://josephnicolosi.com/who-were-the-apa-task-force-me/>; <http://www.dijg.de/homosexualitaet/gesellschaft/reorientierungstherapien-keine-grundlage-fuer-verbot/>). Welche Seite wissenschaftlich im Recht ist, ist darum neutral kaum zu beurteilen. Fest steht lediglich Es gibt sowohl Berichte über erfolgreiche Veränderungen durch reparative Therapien, nach der ehemalige Homosexuelle glücklich in einer heterosexuellen Ehe leben, als auch Berichte von unter erheblichen psychischen Folgeproblemen gescheiterten Therapien (Report of the American Psychological Association Task Force on Appropriate Therapeutic Responses to Sexual Orientation, 2010: <http://www.apa.org/pi/lgbt/resources/therapeutic-response.pdf>). Neutral betrachtet kann man derzeit nur beides stehenlassen, ohne eine der beiden Versionen als „pars pro toto“ anzuerkennen. Auf dem politischen und medialen Schlachtfeld wird auf eine sachgemäße Darstellung grundsätzlich keinen Wert gelegt. So wird z.B. kaum je auf den Umstand verwiesen, dass es bei diesen Therapieformen schon lange nicht mehr um „Heilung von Homosexualität“ geht (weshalb der Begriff „Homo-Heiler“ die Tatsachen verdreht), sondern um deren „Veränderung“. Möglichkeiten für „Veränderung“ dieser Eigenschaft ausloten zu wollen kann man Menschen wohl kaum zum Vorwurf machen – oder sie deswegen gar verteufeln. Wenn in der Beratung psychische Heilungsprozesse in Gang kommen, betreffen sie z.B. Traumata aus belasteten Elternbeziehungen. Im Zuge dessen kann (!) es zur Beobachtung kommen, dass sich die sexuelle Orientierung mit verändert. Das ist aber Folge, nicht Gegenstand eines „Heilungsprozesses“. Berechtigterweise zu insistieren ist auf die Ergebnisoffenheit der Beratung – die bei den bekannten Instituten nach eigenen Angaben gewährleistet ist. Wenn sich dort jemand in deren Verlauf für ein Ausleben seiner Homosexualität entscheidet, wird er darin vorbehaltlos angenommen. Ausdrücklich zu betonen ist, dass nur ein Teil derer, die Beratung suchen, tatsächlich eine dauerhafte Veränderung der homosexuellen Orientierung erlebt und dass keineswegs alle der sehr komplexen gleichgeschlechtlichen Dispositionen, über deren Zustandekommen es nach wie vor keine gesicherten Erkenntnisse gibt, einer solchen Intervention überhaupt zugänglich sind. Diese Beratungsform ist also weder eine Lösung für die hermeneutische Spannung zwischen Lebenswirklichkeit und biblischer Überlieferung, noch eignet sie sich als „Königsweg für Homosexuelle“, als der sie bei konservativen Christen mitunter angesehen wird. Gänzlich gescheitert ist die US-amerikanische Organisation „Exodus International“ mit ihrem simplifizierenden Motto „pray the gay away“; sie löste sich 2013 auf. Dass Gott dieses Gebet nur in seltenen Fällen erhört hat, ist ein Befund, den konservative Christen theologisch verarbeiten müssen.

das Charisma der Ehelosigkeit in sich vorfinden, sehen für sich nur die Möglichkeit, verantwortlich damit zu leben. Allen Entscheidungen ist mit großem Respekt zu begegnen.

Verschiedenen Studien zufolge unterliegen Menschen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung einer höheren Gefährdung für Depressionen bis hin zu Suizidgedanken, wofür die mangelnde Annahme durch die soziale Umgebung verantwortlich gemacht wird. Der erbittert geführte Kampf um rechtliche Gleichstellung ist für LSBTTIQ-Menschen von der Hoffnung getragen, dass auf diese Weise die Akzeptanz der Umwelt für ihre Lebensweise zunimmt und das persönlich tief empfundene Leiden Linderung erfährt. Konservative tun gut daran, diesen Zusammenhang und die dahinterstehende Not zunächst einmal anzuerkennen und sich die Frage zu stellen, wie das Gebot Jesu, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, in Bezug auf Menschen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung in Anrechnung gebracht werden kann. Es schließt den homosexuellen Nächsten nämlich mit ein. Das ergibt die Aufgabe, die biblischen Aussagen zu Homosexualität auf eine solche Weise zu vertreten, dass dabei die Botschaft von der „Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes“, der nach den Menschen sucht, nicht unglaubwürdig und unhörbar wird. Gelebte Lieblosigkeit streicht das Evangelium durch. Eine der größten Versuchungen der Konservativen scheint mir in dem Zusammenhang denn auch zu sein, dass wir im Ringen um die Geltung der Bibel auf der Seite der Pharisäer zu stehen kommen. Meinen größten Respekt haben deshalb diejenigen Konservativen, die bei voller Bindung an den biblischen Wortlaut Freundschaften zu Homosexuellen aufbauen. Sie leben die Dialektik zwischen Lehre und Liebe, zwischen Weisung und Zuspruch, zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit (Karl Lehmann) als glaubwürdiges geistliches Lebensmodell.

e) Fragen an die Gleichstellungsbefürworter

Die Seite derjenigen, die die volle Gleichwertigkeit homosexueller Lebensgemeinschaften mit der Ehe durchsetzen wollen, muss sich fragen lassen, ob man Akzeptanz mittels Machtwirkungen verordnen kann und welche Folgewirkungen für Demokratie und Kirche es hätte, wenn man es versuchen würde.¹¹⁰ Gilt Rosa Luxemburgs Satz von der „Freiheit des Andersdenkenden“ denn nur, wenn man selbst der Andersdenkende ist? Geht es bei der ganzen Sache denn wirklich um die Bejahung inhaltlicher ideologischer oder theologischer Sätze (oder, phänomenologisch betrachtet, moderner Dogmen) oder viel eher um einen positiven, den anderen Menschen (!) bejahenden zwischenmenschlichen Umgang miteinander? Geht es um die Frage, wer recht hat oder darum, ob der Satz „ich bin schwul“ oder „ich bin lesbisch“ die Chemie der Beziehung zum Mitmenschen nachteilig verändert oder nicht? Ob derjenige geschnitten wird, das Gefühl bekommt, dass die anderen schlecht über ihn reden, er nicht mehr eingeladen wird – oder ob die Zuwendung, das Gespräch, die Freundschaft fortgesetzt wird? Man kann eine solche Annahme durch Kirche, Gemeinde und Gesellschaft auch auf pragmatischem statt auf ideologischem Wege erreichen. Dass in ideologischem Sinne alles als „gleich“ oder „gleichwertig“ angesehen wird, ist dafür m.E. keine zwingende Voraussetzung. Die Voraussetzung ist m.E. viel eher darin zu sehen, dass die Interessensgruppen untereinander ihr jeweiliges Recht auf eine geistlich-theologische Stellungnahme und auf Gemeinschaftsbildung unter Geltung der jeweiligen Maßstäbe anerkennen. Gleichgeschlechtlich orientierte Menschen haben dabei wie alle anderen auch die Fähigkeit, in einem gewissen Rahmen für sich selbst zu sorgen: Es gibt irgendwo zwischen den Extremen von Diskriminierung

¹¹⁰ Markus Günther zitiert hier David Brooks, einen der „großen Intellektuellen Amerikas“: Er „hat schon vor 15 Jahren im konservativen Lager unter Buh-Rufen für die Homo-Ehe geworben – jetzt aber schlägt er sich auf die Seite derer, die den Meinungsdruck der Gay-Aktivistinnen nicht mehr widerstandslos hinnehmen wollen: ‚Gerade weil diese Bewegung sich doch der Freiheit verschrieben hat, darf sie nicht die Zwangsmittel des Staates für ihre Zwecke instrumentalisieren. Auch religiöse Freiheit ist ein Wert, der den größten Respekt verdient. Und die Homo-Bewegung ist heute in einer Position, in der sie es sich leisten kann, diesen Respekt aufzubringen‘“: Vgl. FuBn. 88

und vollständiger Annahme einen Bereich, in dem jeder Mensch unabhängig von der Reaktion anderer für sein psychisches Wohlergehen selbst verantwortlich ist.

f) Diskriminierung und Annahme

Heinzpeter Hempelmann hat, was das Zusammenleben der inkommensurablen „prämodernen“, „modernen“ und „postmodernen“ Basismentalität angeht, deutliche Worte mit einer gehörigen Portion Skepsis verloren. Er fragt: „Wenn Basismentalitäten sich so fundamental unterscheiden, wie kann man dann den natürlichen Zentrifugalkräften einerseits oder dem ebenso natürlichen Hang andererseits, sich und die eigene Einstellung gegenüber anderen durchzusetzen, begegnen?“¹¹¹ M.E. kann dies mit Hilfe der Unterscheidung zwischen der sozialen Ebene und der Ebene der Lehre zumindest ansatzweise gelingen. Im Hinblick auf die unterschiedlichen Bewertungen von Lebens- und Partnerschaftsmodellen lässt sich das mit einem Blick auf die Transaktionsanalyse (Eric Berne) zeigen. Zwei Menschen begegnen sich: Der eine sieht seine Perspektive in gelebter homosexueller Partnerschaft und kann religiöse Gründe dagegen nicht für sich akzeptieren. Der andere sieht kritische religiöse Aussagen zu Homosexualität für sich als verbindlich an und könnte ein entsprechendes Leben für sich nicht akzeptieren. Eine gegenseitige Anerkennung der Rechte ist dann erreicht, wenn der eine sagen kann: „Ich bin okay, wenn ich mein Leben so gestalte wie ich es glaube, und du bist okay, wenn du das auf Grund deines Glaubens ganz anders siehst“, und der andere: „Du bist okay, wenn du dein Leben so gestaltest, wie du das glaubst, und ich bin okay, wenn ich das auf Grund meines Glaubens anders sehe“. „Du bist okay, wenn du deine religiöse Prägung hast und ich bin okay, wenn ich das auf Grund meiner Lebenserfahrung ganz anders sehe“, und der andere: „Ich bin okay, wenn ich meine religiöse Prägung habe und du bist okay, wenn du das auf Grund deiner Lebenserfahrung ganz anders siehst“¹¹².

Wenn man einem solchen Konzept gegenseitiger Annahme folgt, ergibt sich daraus die Differenzierung verschiedener Ebenen im Sammelbegriff „Diskriminierung“, der sich auf Grund seiner inzwischen erreichten „Ambiguität“ immer weniger zur Behandlung sozialer Probleme eignet. Ohnmacht und Macht, Zuschreibung und Inanspruchnahme der Rollenmuster von Täter und Opfer, die Vermischung emotionaler und ideologischer Betroffenheit und nicht zuletzt seine rechtliche Aufwertung, die ihm eine strukturelle Machtwirkung injizierte, machen vielen Menschen das Wort inzwischen ungefähr so suspekt wie ein trojanisches Pferd.¹¹³ Hilfe würde hier bringen, eine Diskriminierung im zwischenmenschlichen Umgang miteinander (soziale Ebene) von der Verschiedenheit christlicher Anschauungen (theologische Ebene) und der natürlichen Stellungnahme zu Lebensentwürfen, die viel mit „Basismentalitäten“ zu tun hat, zu unterscheiden. In erstgenanntem Sinne – das ist m.E. die, die gleichgeschlechtlich orientierte Menschen in ihrem Lebensvollzug am meisten betrifft – können und sollen sich auch Christinnen und Christen mit biblischem und missionarischem Profil für die Überwindung von Diskriminierung einsetzen! Im Gegenzug sollte auch ihre Glaubensauffassung, die beilei-

¹¹¹ Hempelmann: Prämodern, Modern, Postmodern, a.a.O. S. 165

¹¹² Heinzpeter Hempelmann prägte für einen solchen Vorgang die Unterscheidung von „Persontoleranz“ und „Sachtoleranz“: <http://www.iguw.de/uploads/media/RH-1.txt> (Vortrag von 2007). Inzwischen wird der Begriff „Toleranz“ in manchen Kreisen fast schon selbst als „diskriminierend“ aufgefasst. Eine bloße „Duldung“ bei fortgesetzter sozialer Abwertung sei zu wenig, man fordere „Akzeptanz“. Auf der anderen Seite versteht man „Akzeptanz“ als Forderung einer inhaltlichen Bejahung, „Toleranz“ aber als Annahme eines Andersdenkenden, dessen Ansicht man nicht teilt. Die beiden Positionen lassen sich von der Transaktionsanalyse her miteinander vermitteln: Auszuschließen ist von der einen Seite her die Meinungsgängelung, von der anderen Seite ein Mangel an Respekt für den andersdenkenden Menschen. In diesem Sinne ist jedoch gegen den Versuch einer Delegitimierung des Toleranzbegriffes nicht nur aus historischen Gründen Einspruch zu erheben!

¹¹³ So setzt man sich in Großbritannien inzwischen mit dem Phänomen auseinander, dass sich Christinnen und Christen durch die Antidiskriminierungsgesetze diskriminiert fühlen: http://www.dailymail.co.uk/news/article-2990678/Christians-scared-admit-beliefs-fear-mocked-treated-like-bigots-say-equality-chiefs.html?utm_content=buffer23db6&utm_medium=social&utm_source=facebook.com&utm_campaign=buffer

be nicht ohne Grund existiert und für die Kirche auch unverzichtbar ist, Respekt entgegengebracht werden.¹¹⁴ Unter „Homophobie“ fällt diese nach Meinung der „Bundeszentrale für politische Bildung“ nämlich dann nicht mehr, wenn sie unter glaubwürdiger zwischenmenschlicher Annahme des anderen in seiner Andersheit vertreten wird.¹¹⁵

g) Kirchenpolitische Konsequenzen

Wie gezeigt, lässt sich Diskriminierung auf der Ebene des zwischenmenschlichen Miteinanders unbeschadet der Freiheit zur theologischen Meinungsbildung und zur eigenen Stellungnahme gegenüber anderen Lebensentwürfen überwinden. Die gegenseitige Zumutung bleibt: Menschen mit biblischem und theologischem Profil werden zur Bindung der Kirche an die Wahrheit von Schrift und Bekenntnis bestimmte Anforderungen artikulieren; Menschen mit postmoderner Basismentalität werden eine einheitliche Stellungnahme der Kirche zu diversen Lebensmodellen von Sexualität vermissen. Wenn dabei auf Mechanismen von Macht und Ausgrenzung verzichtet wird¹¹⁶, könnte die faktisch gegebene Diversität auf der sozialen Ebene lebbar bleiben. Wird jedoch ein Dogma ideologischer „Gleichwertigkeit“ in der Kirche zur Voraussetzung gemacht (diese Gefahr steht in der Aufnahme der „Gleichstellungs“-Rhetorik für Menschen gleichgeschlechtlicher Orientierung am Horizont!), dann wird die Problematik von Diskriminierung ihrerseits weltanschaulich instrumentalisiert. Die Einführung einer ununterscheidbaren Trauhandlung und die Verwendung der üblichen „Fortschrittsrhetorik“ („endlich sind wir als Kirche im Heute angekommen und haben die ewiggestrigen Ansichten hinter uns gelassen“) täte ein Übriges. Das bisherige Miteinander der verschiedenen Glaubensauffassungen in der Kirche würde hierdurch nachhaltig beschädigt. Das würde zwangsläufig in die Entheimatung eines großen Teils von konservativ geprägten Kirchenmitgliedern, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Pfarrerinnen und Pfarrern führen und für die Kirche eine Zerreißprobe bedeuten, die sich in einer verstärkten Erosion zugunsten der Freikirchen äußern dürfte. Wir werden die Wirkungsweise der Weichenstellungen, die jetzt geschehen, erst in einem mittelfristigen Zeitraum von 10-15 Jahren aus der Rückschau betrachten können.

Da verschiedene Stellungnahmen zu gleichgeschlechtlichen Partnerschaften unvermeidlich sind und eine Vereinheitlichung unter Druck nicht möglich ist, ohne der Kirche schweren Schaden zuzufügen, besteht die Herausforderung einer „Kirchenleitung“ in Schleiermacher'schem Sinne darin, ihre Koexistenz zu ermöglichen¹¹⁷. Diese schließt nicht *aus*, sondern *ein*, dass die spirituellen Milieus in der Kirche ihr je eigenes Profil *haben* und auch *leben* und dabei auch ihre Prägung in geeigneter Form vertreten. Hierfür muss jedoch ein „modus vivendi“ zwischen den theologischen Sprachformen unter Vermeidung der Schmerzgrenzen gefunden werden. In dieser Hinsicht entwickeln sich in der Landeskirche bereits jetzt lokale Lösungen. So verteilen sich die Stellungnahmen lokal auf verschiedene Gemeinden. „Segen“ verstehen z.B. manche Menschen mit „postmoderner“ Basismentalität als eine spezifisch religiöse Art gesellschaftlicher Legitimation gleichgeschlechtlicher Partnerschaft. Es gibt Pfarrerinnen und Pfarrer, die eine gleichgeschlechtliche Segnung guten Gewissens durchführen können. Menschen mit biblischem und missionarischem Profil verstehen Gott als den Segnenden und die Rolle der Kirche lediglich als vermittelnde. Der Segen gehört demnach in die Souveränität Gottes und ist wie alle religiösen Handlungen an das Wort Gottes gebunden; ihn ins Belieben der Kirche zu stellen wäre ein Übergriff in die Unverfügbarkeit Gottes und eine gleichgeschlechtliche Segnung würde sie, wenn sie sie durchführen müssten, in unlösbare

¹¹⁴ Vgl. dazu Michael Diener: Präsesbericht 2014, a.a.O. S. 21-25.

¹¹⁵ Was sage ich, wenn... Homophobie begegnen. Flyer, hrsg. v.d. Bundeszentrale für politische Bildung. Darin heißt es: „Homophobie ist die Feindlichkeit gegenüber nichtheterosexuellen Menschen, Lesben und Schwulen. [...] Homophobie drückt sich in Witzen, abwertenden Sprüchen (z. B. „Schwuchtel“ oder „Kampflesbe“) und abwehrender Haltung (z. B. Beschwerden bei der Direktorin nach Bekanntwerden, dass die Lehrerin der Tochter lesbisch ist) aus.“ Das entspricht der angesprochenen sozialen Ebene.

¹¹⁶ Vgl. Hempelmann, a.a.O. S. 128 und 147 zu den Problemstellungen von Macht und Ausgrenzung.

¹¹⁷ Vgl. Hempelmann, a.a.O. S. 134f.

Gewissenskonflikte führen. An dieser Stelle sind alle Seiten aufgerufen, die gegenseitigen Schmerzpunkte wahrzunehmen und einer vorläufigen pragmatischen (z.B. lokalen) Lösung zuzuführen. Hinderlich ist hierbei, wenn darüber nicht offen gesprochen wird, sondern wenn der Eindruck entsteht, dass durch Taktieren Fakten geschaffen werden sollen. An einem offenen, fairen Austausch, einem Gespräch und dem gemeinsamen Finden eines Weges in unserer Landeskirche führt dabei m.E. kein Weg vorbei.

Die hier vorgestellte Lösung erhebt nicht den Anspruch, alle Seiten zufriedenstellen zu können. Ich habe versucht, einen Weg aufzuzeigen, in dem das Miteinander in der Liebe Christi und das Festhalten am biblischen Wortlaut gemeinsam stattfinden können und wie dies kirchlich zu organisieren sein könnte. Beides braucht unsere Kirche: Lehre und Liebe. Menschen mit biblischem und missionarischem Profil bringen sich gerne und vollen Herzens in das Leben der Landeskirche ein, benötigen hierfür aber die Gewissheit, auch zukünftig ihr Profil in der Liebe Christi legitimerweise leben zu können. Dies sollte sich im Umgang der Kirche mit ihnen genauso ausdrücken wie im Umgang und dem Verständnis für die andere Seite.